Alte Geschichten

aus dem

Spessart.

Dem christlichen Volk in Stadt und Land erzählt

von

K. H. Caspari.

Stuttgart, 1854.
Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Vorrede.

Auf den Wunsch der Verlagshandlung erscheinen die folgenden höchst anspruchslosen, mit Ausnahme des in den Puckenhofer Blättern zuerst abgedruckten „Christkindlein," sämmtlich in den Jugendblättern erschienenen, Erzählungen zu einem Büchlein vereinigt. Die erste Erzählung ist, so weit sie historisch, nach einer Amorbacher Klosterchronik, die zweite und dritte nach Sage und Kirchenbuch bearbeitet. Die in der „Spinnstube" mitgetheilten Criminalgeschichten sind genau nach den noch vorhandenen Gerichtsakten, dem Kirchenbuch und der, in der früheren Gemeinde des Verfassers wegen ihrer Abgeschlossenheit vom Weltverkehr noch sehr lebendigen, Sage bearbeitet und waren ursprünglich nur für einige verständige Liebhaber alter Ortsgeschichten aus der Gemeinde niedergeschrieben, die manchmal an freien Abenden sich im Hause des Verfassers zusammenfanden. Einige Freunde meinten, es sei darin ziemlich treu Volksgeist und Volkston der Spessartgegend am Untermain ausgedrückt, und auf deren Wunsch hin erscheinen sie hiemit ebenfalls vor einem größeren Leserkreis, wenn sie auch vielleicht keinen andern Werth beanspruchen können, als nur den, den einen oder den andern der Amtsbrüder des Verfassers darauf aufmerksam zu machen, daß die alte Ortsge-

schichte einer Gemeinde in ihren einzelnen, überall noch erhaltenen, Bruchstücken für die noch lebende Gemeinde von großem Interesse zu seyn pflegt. Es gilt auch hier: „Wer suchet, der findet.“ Der Verfasser hat sich einmal in seiner vorigen Gemeinde Eschau aus dem, mit dem 17. Jahrhundert beginnenden, durchaus nicht reichhaltigen, Kirchenbuch sämmtliche Notizen zusammengestellt, die über die blos „pfarramtliche“ Seite des Kirchenbuchs hinausgingen, und dabei so viel einzelne, für das kirchliche Leben, die kirchliche Sitte und Zucht, so wie für die Leiden der Gemeinde in Kriegs- und Sterbensläuften, für die Geschichte einzelner Familien, der jeweiligen Pfarrer, der Kirche und des Kirchhofs rc. interessante Züge gefunden, daß es zu seiner großen Ueberraschung nur der Aneinanderreihung bedurfte, um die einzelnen, trockenen Notizen zu einem Bilde zu beleben, das der Gemeinde zum Herzen sprechen mußte. Er las dann diese, ohne alle Zuthat zusammengestellten, Geschichten aus der kirchlichen Ortsgeschichte in einer Betstunde am Reformationsfeste der Gemeinde vor, und erinnert sich noch oft der tiefen Bewegung, mit welcher sie angehört wurde, und des ernsten Urtheils über die heutigen Zustände, zu welchem die Gemeinde von selbst durch die Vorhaltung ihres eigenen Bildes in einer an Glaube, Frömmigkeit, Geduld, Standhaftigkeit und Prüfungen reicheren Zeit hingeleitet wurde. Doch dies nur beiläufig — im Uebrigen Gott befohlen, lieber Leser!

Culmbach, den 16. August 1853.

Der Verfasser.

I.

Der Bauernkönig.

Bruchstücke aus dem liber memorialis des Bonifazius Scholl, gewesenen Feldscheerers zu Mönchberg*) am Spessart.

Geschiehet auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe, das ist neu? Denn es ist zuvor auch geschehen in vorigen Zeiten, die vor uns gewesen sind. Pred. 1, 10.

1.

Heutigen Tages, nämlich am Tage Bartholomäi, anno Domini 1513 ist Valtin Hock, der alte Müller auf der Heßleinsmühle unter dem Walde oberhalb Sommerau, durch einen seligen Tod aus diesem Jammerthal und bösen Leben erlöst worden.

Es hat derselbe klein angefangen, ist aber ein reicher

*) Zur Orientirung des Lesers sei bemerkt, daß der Marktflecken Mönchberg von den im Verlauf der Geschichte erwähnten Dörfern Sommerau und Eschich (heutzutage Eschau) etwa eine halbe Stunde entfernt liegt. Diese beiden Dörfer liegen einander gegenüber, nur durch das Bächlein Elsava und einige Gärten getrennt. Ersteres gehört der freiherrlichen Familie Fechenbach; letzteres gehörte zur Zeit unserer Erzählung nebst der jetzt in Ruinen liegenden Burg Wildenstein den Grafen von Rieneck.

Mann geworden, und hat das schöne, große Mühlwerk gebaut unter dem Heßleinsberg, ist auch ein rechtschaffener, gottesfürchtiger Mensch gewesen sein Leben lang und mein besonders lieber Freund, bei dem ich oft zugesprochen und manches Stündlein verbracht habe: helfen aber hab ich ihm nicht können, weil seine Krankheit zu tief, — nämlich im Herzen gesessen, dawider noch keine Arznei und Medikament erfunden ist. Es hat der Gram und Brast um seinen Sohn Jakob ihn verzehrt. Selbiger Sohn hat das Sprüchlein: „Bet' und arbeit'," dadurch sein Vater reich geworden, vergessen, geht immer mit hohen Dingen um, kümmert sich des Geschäftes nicht, seit sein Weib gestorben: ist allzeit außer dem Haus und läßt derweilen das Gesinde Herr seyn. — Dem Alten hat er das Leben sauer gemacht; ja noch vor etlichen Tagen, da der Alte schon sehr krank gewesen und mit freundlichen Worten ihn vermahnet, hat er ihn am Halse gewürgt und gedroht, wenn der Teufel nicht ohnedem ihn bald hole, wolle er noch selber ihn kalt machen.

Barthel am Endt, der dabei gewesen, als der Alte im Sterben gelegen, erzählet, es sei der Jakob nicht mehr zu seinem Vater gegangen, wie wohl derselbe zu unterschiedenen Malen nach ihm geschickt, daß er komme und sich mit ihm aussöhne, — denn er wolle so nicht sterben. Da habe denn der Alte des Jakoben Söhnlein Andres, so diesem von seinem Weibe verblieben, an sein Bett kommen lassen und denselben gesegnet, habe ihm sein Betbüchlein geschenkt und letztlich eine schöne Vermahnung gethan. Auch habe er gesagt, daß Herr Albertus von Fechenbach ihm versprochen, das Kind zu sich in's Schloß zu nehmen; weßwegen der Alte ihn, Barthel am Endt, gebeten, wenn er nun das Zeitliche werde

gesegnet haben, den Herrn Albertus an solches sein Versprechen zu erinnern. Drauf habe sich der Alte gegen die Wand gedreht mit lautem Schluchzen und sei verschieden, weil ihm das Herz gebrochen.

Requiescat in pace, et lux perpetua luceat ei! Amen!

2.

Am 28. Aprilis 1525.

Hab' heute nach allbereits zwölf Jahren viel an den alten Heßleinsmüller denken müssen, weil mir das Sprichwort eingefallen: „Den Gerechten rafft Gott hin vor dem Unglück." Seinem Sohne Jakob nämlich hat sein gottloses, liederliches Treiben nicht länger mehr gut gethan, und ist heute demselben die Mühle, die der Alte gebaut, Haus und Hof, Aecker und Vieh verkauft worden, weil er sein ganzes Eigenthum dem Juden Lesar verschrieben um 6000 fl.

Weil ich gerne eine Kuh gehabt, bin ich auch auf dem Gant gewesen. Den Jakob hab' ich stellen wollen; aber sein Gewissen hat ihm geschlagen, und er ist mir aus dem Wege gegangen. Die Leute aber haben nicht genug davon erzählen können von den gottlosen und verwegenen Reden, die er geführt: „An seinem Unglück seien die Herren schuld mit ihren Zehnten, Gülten und Zinsen. Der gemeine Mann," habe er gesagt, „müsse sich auch zusammenrottiren zum hellen Haufen, wie das Bauernheer im Odenwald, und müsse die Herren todtschlagen, die allein schuld seien, daß der geringe Mann auf keinen grünen Zweig komme."

Barthel am Endt habe ihm gewehrt und erwiedert: Er, der Müller, sei doch von seinem Vater selig auf ein

artig grün Zweiglein gesetzt worden, und habe allein der Junker „Liederlich“ und der Baron „Magnichtsthun“ und die adeligen Gebrüder „Trumpfaus“ und „Saufaus“ ihn wieder von seinem grünen Zweiglein gebracht; der Müller aber habe alle höllischen Teufel geflucht und gesagt: „Die Herren hätten wohl recht, daß sie den gemeinen Mann nur die „„dummen Bauern““ hießen, wenn sich solche von ihnen schinden und aushungern ließen: es sei aber noch nicht aller Tage Abend, und wolle er schon wieder zu seinem Eigenthum kommen.“ Auch habe er gräuliche Drohungen ausgestoßen wider den Herrn Albertus von Fechenbach, weil ihn solcher vor einem Jahre wegen eines geschossenen Rehbockes habe büßen und drei Tage in den Thurm setzen lassen. Es hätten noch etliche seines Schlags in sein unsinnig Geschrei eingestimmt, die andern aber hätten still geschwiegen und sich über Seite gemacht.

Obgleich der Zorn und die Unvernunft solches aus dem Jakob gesprochen, und seine Drohworte wider Herrn Albertum nicht viel bedeuten, weil derselbe, wie anderen Leuten, so auch ihm viel Gutes gethan, auch seinen Sohn Andres in seinem Schlosse groß gezogen, sind doch solche Reden jetzt sehr gemein bei dem Volke geworden, zumal seit das Bauernheer in Amorbach liegt. Es haben die Herren guten Rath nicht hören wollen und allzuhart auf den gemeinen Mann gedrückt, und so man gewarnt, daß der Bogen zu stark gespannt, brechen müsse, sind sie mit ihren alten Rechten daher gekommen und wollten nicht Fingersbreit davon abgehen. So hat Gottes Gericht nun angehoben. Der gemeine Mann, nachdem er lange mit Bitten und Flehen sein Recht vergeblich begehrt, sucht's nun mit Gewalt, hat Spieß und Schwert

genommen, rennt zum hellen Haufen und setzt sich wider die Obrigkeit, ja ist ganz toll geworden, also daß er Unrecht Recht nennt und meint, aus dem Kukuksei der Gewalt und des Aufruhrs müsse das Täublein des Heiles und der Verheißung kommen. Ob auch etliche vernünftige Männer abrathen wollen und meinen, Solches könne nimmermehr ein gut Ende nehmen, vielmehr müsse auf die Weise das Letzte ärger werden, denn das Erste gewesen, und ob ein Pfarrherr nach göttlichem Wort den Aufruhr wider die Obrigkeit verdammt, hören sie selbige nicht, sondern schelten sie Herrenfreunde und Baalspfaffen, die nur sich selber zu Nutz und Liebe redeten. Dagegen wenn Einer kommt, den man von je an als einen unnützen Buben gekannt, ein Lungerer, der noch nie ein rechtes Gewerbe getrieben, ein liederlicher Haushalter, so das Seine vergeudet mit Nichtsthun, ein Trunkenbold, der sein väterliches Erbe durch die Gurgel gejagt, ein Schelm, dem man sonst kein Wort geglaubt und keinen Groschen geborgt hätte, — wenn ein solcher kommt, und schreit: „Es ist zu arg; drauf! drauf! die reichen Scharrhansen müssen alle des Teufels werden!" — gleich geht's durch's Dorf, wie ein brennend Feuer; der große Haufe der Leute, die da meinen: Je toller, desto besser! rühmt und streicht ihr toll Gerede hinaus, als wenn's eitel Weisheit und Evangelium wäre, während die ehrlichen Leute, die sich nähren ihrer Hände Arbeit, verzagt sind, schweigen und mit dem schlimmen Haufen es nicht verderben wollen. Solche böse Buben haben die gute und gerechte Sache des gemeinen Mannes stinkend gemacht, haben dem großen Haufen allen Sinn und Verstand hinweggeredet, daß die armen Leute, wie blind, in's eigene Verderben

rennen, und wenn Gottes Gericht die Herren getroffen, so wird's nun bald die Bauern auch treffen, dieweil ihre Hände rauchen von Blut, und kein Gott im Himmel sein müßte, wenn solche Thaten ungerochen blieben, wie sie im Schwabenlande begangen.

Seit das große Heer der Bauern, welches den Ritter Götz sich zum Hauptmann gewählt, in Amorbach liegt, will mir herüben der Wind auch nicht mehr gefallen. Die Drohreden mehren sich; auch werden heimliche Zusammenkünfte gehalten, und Leute von jenseits des Mains lassen allenthalben, wie schlimme Nachtvögel, in den Dörfern sich sehen. Zwar haben die Rienecker, Fechenbacher, Echter und die anderen Herren hiesigen Landes sich zusammengethan zu Schutz und Trutz, auch gen Mainz an den Churfürst sich gewendet; wird aber solches Alles nicht viel helfen, wenn der leidige Sturm auch allhier sich erheben wollte.

Auf dem Heimweg von der Heßleinsmühle hab' ich zu Sommerau im Fechenbachischen Schlosse vorgesprochen und wohl wahrgenommen, daß es den Leuten darinnen auch nicht wohl zu Muthe ist. Der alte Herr Albertus hat etliche frische Reisige angeworben und in sein Schloß gelegt; dazu müssen jedwede Nacht zwölf Ausschüsser aus dem Dorfe die Wache thun helfen. Hans Labmeister, der Thürmer, den man sonst wegen seines fröhlichen Muthes den „Lachhansel" geheißen, war ganz verstört, als er mir das Brücklein herniederließ, so daß man ihn billiger einen „Greinhansel" hätte nennen mögen. Als ich ihn gefragt, wie es gehe, antwortete er: „Schlecht! Der Herr sei unwirsch, und er, Hansel Labmeister, dürfe Tag und Nacht nicht mehr aus den Kleidern der Wache wegen. Es habe gestern die Eschi-

cher Uhr in's Läuten geschlagen, und das habe man nicht gern; auch habe verwichene Nacht ihm ein Käuzlein vor seinem Fenster geschrieen: „„Komm mit, komm mit!““ just wie damals, als seine Mutter selig gestorben, und er wisse nicht, was das bedeute.“

Ich habe mich darum auch nicht lange verweilt, wiewohl der alte Herr gar leutselig gegen mich gewesen, sondern mein Rößlein bei Zeiten wieder heimwärts gewandt. Gott lenke Alles zum Besten!

Am 5. Mai 1525.

Heute weiß ich nicht recht, wie ich anheben soll zu schreiben von allem dem, was ich seit sieben Tagen, da ich zum letztenmal einen Eintrag gethan in dies Gedenkbüchlein, erlebt habe, angesehen mir heute noch der Kopf schwindelt von all' den Begebnissen, so ich mit habe durchmachen müssen. Was die Eschicher Uhr damalen geschlagen, item was das Käuzlein bedeutet, das um's Sommerauer Schloß geflogen, ist jetzt offenbar geworden, — der arme Lachhansel ist todt, und Balthes Schilling, der neuen Reisigen einer aus dem Schloß, und Wilm Fuchs, der Falkonierer; Herr Albertus herbergt auf Wildenstein, und das Fechenbachische Schloß ist verbrannt, daß kein Stein auf dem andern geblieben. Das ist aber also zugegangen:

Vor drei Tagen, als am 2. dieses Monats, hat man Abends bei der Wendelinuskapelle ein Feuer brennen sehen, bald darauf auch eines auf dem Heßleinsberg. Morgens gegen zwei Uhr hat man ein Schießen von Eschich herüber gehört, und die Hiesigen haben auf dem Kirchthurme gestürmt und die Thore zugemacht; hinübergehen aber wollte Keiner, weil jetziger Zeit es nicht ge-

rathen sei, das Dorf zu verlassen. Gegen Morgen kommt Aloysius Reinfurt, der Schultheiß hiesigen Ortes, zu mir und sagt: „Meister Bonifaz, ihr müßt gleich nach Eschich hinüber! Ein Bauernhaufe hat das Sommerauer Schloß berannt, und sind Etliche davon übel zugerichtet worden; nehmt euer Bandzeug und geht!" Jedermann wird begreifen, daß ich keine absonderliche Lust dazu verspüret; der Schultheiß aber sagt: „Es helfe Alles nicht, weil die Bauern den Eschichern gedroht, sie wollten den ganzen Ort abbrennen, wenn sie keinen Feldscheerer zur Stelle schafften."

So packte ich denn wohl oder übel mein Zeugs zusammen und treffe alsbald den Centknecht, welchen die Eschicher geschickt, mich zu holen. Selbiger erzählt mir im Hinübergehen: „Gegen 2 Uhr Morgens sei ein Bauernhaufe, so zum Amorbacher Heere gehörig, herübergekommen und sei am Ort vorbeigezogen, das Sommerauer Schloß zu nehmen. Der Heßleinsmüller sei unter ihnen gewesen und habe ihnen versprochen gehabt, sein Sohn Andres, der im Schlosse diene, wolle dazu helfen, und wären die Bauern in gutem Muth und in aller Stille bis in das Holz nächst dem See gekommen und hätten die Leitern hergerichtet. Indem sei Hansel Labmeister, der Thorwart, gekommen, auf der Schloßmauer die Runde zu machen, und habe des Müllers Sohn Andres bei sich gehabt. Die beiden müßten etwas gemerkt haben, denn mit Einem Mal seien sie still gestanden und hätten herüber geschaut. Da habe der Heßleinsmüller einen Bolzen auf der Armbrust gehabt und den Hansel geschossen, daß er gleich gestürzt, und dem Andres habe er zugerufen: „Ich bin's, Andres, lieber Andres, sei stille, nimm dem Alten die Schlüssel

und mach' das Thor auf!" Der Andres aber habe, statt seinem Vater zu folgen, dem Hansel sein Horn genommen und das ganze Schloß auf die Beine gebracht, seien auch alsbald die Reisigen und die Ausschüsser auf der Mauer gewesen und hätten zu schießen angefangen mit der Feldschlange. Da seien etliche der Bauern mit Leitern über den See hinüber und hätten die Mauer hinan gewollt; Andere seien an die Zugbrücken, hätten Bohlen hinüber gelegt und das Thor mit Aexten einschlagen wollen; sei aber Alles schlecht abgelaufen, weil die Fechenbachischen Reisigen die Leitern umgeworfen, auch Etliche, die schon hinüber waren, niedergeschlagen und in den See geworfen; an der Brücke aber, wo des Herrn Alberti Armbrustschützen gestanden, seien sechs Bauern geschossen worden und in den See gerollt, und als die Bauern Reißaus genommen, hätten's die Reisigen ihren Spott gehabt und ihnen den Bauern-Utz nachgesungen, welcher anhebt:

„Thut dich der Schimpf gereuen,
So zieh' nur wieder heim, heim, heim!"

Nun sei ein Bauernhaufe gekommen gen Eschich und habe einen Feldscheerer verlangt: da sie aber keinen gehabt, hätten sie mich holen müssen, da die Bauern gedroht, daß sie sonst den Ort zu Pulver brennen wollten. Ich fragte: „Ob denn die Eschicher den Haufen ins Ort aufgenommen?" Antwort: „Nein! Die Weibsleute und die Kinder und das Vieh hätten sie auf dem Hof um die Kirche zusammengethan, der mit einer hohen Mauer umgeben ist, die Thore geschlossen und die Centmannschaft auf die Mauern gestellt, hoffend, daß der Rienecker, so vierzig Reisige auf Wildenstein gesammelt, noch zeitig zu Hülfe kommen werde; ansonst müß-

ten sie freilich wohl oder übel den Haufen einnehmen. Die Verwundeten hätten sie nach der Bauern Forderung aufgenommen und im Hirtenhause untergebracht, um den Schwarm nicht aufzubringen.“ Als ich gen Eschich gekommen, fand ich's, wie der Centknecht gesagt. Die Leute rannten durch einander, schrieen und heulten vor großen Aengsten. Ein Theil meinte, man solle den Bauern die Thore aufthun, weil sie sonst Alles würden über die Klinge springen lassen; die Andern meinten, der Haufe würde seines Bleibens nicht lange hier haben; wenn der Rienecker komme, würden sie bald sich davon machen, der hingegen dem Orte es übel heimzahlen würde, wenn sie ohne Noth den Haufen hereinließen. Im Hirtenhause lagen etliche zwanzig, die durch den Fall gequetscht oder geschossen waren, die winselten erbärmlich und fluchten auf den Heßleinsmüller, der sie betrogen und ihnen weiß gemacht, sie würden das Schloß nehmen auf den ersten Anlauf, ohne einen Streich zu thun. Als ich sie verbunden, ging ich auch hinauf auf den Kirchhof: dort stand Herr Antonius Will, der Rieneckische Amtmann, und hatte einen Schneider, der geschrieen: „Man solle sich zu den Bauern schlagen,“ und sonst noch mit allerlei Reden sich trotzig geberdete, wider die Mauer geworfen; mit den andern Leuten aber war er freundlich und sprach ihnen Muth zu.

Um 12 Uhr Mittags hub das Schießen wieder an, und ein grausames Geschrei der Bauern: „Drauf, drauf!“ Flugs steigen wir auf den Kirchthurm und schauen, was es giebt; die Bauern liefen allbereits wieder Sturm und waren auf den Leitern. Es waren ihrer an die 1800 Mann; sie schwärmten um das Schloß wie die Bienen, und war Alles schwarz von denselben,

so daß man kaum die Mauern sehen konnte. Die im Schloß wehrten sich mannhaftig, warfen die Leitern um und hieben und stachen drein; aber es sollte ihnen doch nicht helfen: Mit einem Male kommt ein großes Geschrei von der hintern Seite des Schlosses. Dort waren einige aus dem Haufen, nachdem sie sich heimlich durch das Holz um den See herumgemacht und ungesehen herüber gewadet, durch das heimliche Gemach hinangestiegen, während die Schloßleute auf der vorderen Seite sich wehrten, und waren glücklich in's Schloß gekommen. Als der Baron und die Reisigen solches vermerken, rotten sie sich eilig zusammen, um den Thurm an der Brücke zu gewinnen, so ein sehr festes Gemäuer war, welches ihnen auch gelang, ohne Balthes Schilling, den Reisigen, welchen die Bauern fiengen, grausam durchstachen und in den See warfen. Ist ein tapferer Mann gewesen und schier anzusehen, als ein Riese, also daß man ihn im Streit für drei Männer geachtet; ist ihm aber doch endlich gegangen nach dem Wort Davids: „Ein Riese wird nicht errettet durch seine große Kraft," und hat eines solch' elendigen Todes sterben müssen.

Nun stiegen die Bauern sämmtlich hinan, steckten ihre Fahne, drauf ein Bundschuh und kreuzweis eine Sense und ein Dreschflegel abgebildet war, auf der Mauer aus und setzten sich im Schloß fest. Ich achte, hätten sie damals frischweg auch den Thurm angelaufen, möchten sie ihn wohl genommen haben; sie liefen aber durch die Herrenzimmer und Keller, schlugen Kisten und Kasten auf und nahmen alles Geld und Geldeswerth, dessen sie habhaft wurden; Andere schlugen die Fässer auf und soffen, bis sie umfielen, durch welchen Aufent-

halt es geschah, daß Herr Albertus und seine Leute aus so großer Fährlichkeit noch glücklich entrannen.

Selbigen Abend nämlich stand ich mit Herrn Antonius Will an dem Schäfersthörlein, als wir ein Pferdegetrappel vernahmen, — sehen aber konnten wir nichts, weil es stockfinster war. Drauf ward an das Thörlein geklopft, und gieng Herr Antonius hinzu, zu sehen, was es gäbe. Als er sich befragt, höre ich ihn alsbald reden: „Ei, Gott willkommen, mein gnädiger Herr von Rieneck; wir haben mit Schmerzen den ganzen Tag schon euer gewartet!" ließ alsobald das Pförtlein aufthun, und vierzig reisige Knechte ritten mit Herrn Hansen von Rieneck durch dasselbe. Der Rienecker wußte bereits, wie es im Fechenbachischen Schlosse stehe, und meinte: „Wiewohl er gerne eher zu Hilfe habe kommen wollen, hätt' er solches doch bei Tag nicht wohl thun mögen, angesehen es besser wäre, das Bauernheer wisse es nicht, daß er im Dorfe liege, als daß es ihm bekannt würde; zur rechten Zeit wolle er sie's schon vermerken lassen. Wenn Herr Albertus nur einen Tag noch das Schloß halte, solle Alles noch gut gehen, denn er habe einen Reitenden nach Aschaffenburg geschickt und hoffe, daß morgen Abend schon die Kurfürstlichen heranziehen werden, da sie dann leicht mit dem Bauernvolke fertig zu werden gedächten." Dabei lobte er die Leute und den Amtmann gar sehr, daß sie das Dorf nicht übergeben, befahl auch an jedes Thor ein Fäßlein Wein zu bringen zur Erquickung für die Centmänner, und begab sich mit seinen Leuten in den Amthof, so neben der Kirche liegt. Daselbst ließ er die Pferde im Hof stehen und die Reisigen auf Stroh um ein groß Feuer sich lagern, den Trommeter aber schickte er aus auf den Kirchthurm, Alles zu

vermelden, was etwa sich zutragen sollte. Ist selbige Nacht gar nichts vorgegangen; gegen Morgen aber, als es helle geworden, meldet der Trommeter vom Kirchthurm, daß ein großer Bauernhaufen auf dem Sommerauer Kirchhofe sich sammele, ein anderer Schwarm, so aber geringer, stehe an dem Bache, der zwischen Eschich und Sommerau fließt. Keiner wußte, was das bedeuten solle, und die Leute begaben sich an's Frühstück. Da schreit der Trommeter wieder: „Ich sehe drüben einen großen Rauch und dazwischen Feuer aus dem Schloßhof aufsteigen!"

„So wahr mir Gott helfe," schreit der Rienecker, „die Schelme haben das Schloß angezündet, daß die Fechenbachischen aus dem Thurme getrieben werden, wie die Dächse aus dem Bau, und meinen sie zu fangen; drum haben sie auch den Kirchhof und den Weg über den Bach besetzt. — Steck' die Fahne aus, Kunrad!" ruft er dem Trommeter hinauf, „auf daß sie wissen, der Rienecker sei da, und werde nicht feiern, so sie herüber sich wenden wollten!"

Steckt also der Trommeter eine große rothe Fahne auf den Kirchthurm, und über eine Weile schreit er: „Sie haben drüben eine schwarze Fahne ausgesteckt!"

„Das bedeutet," sagte der Rienecker, „daß sie unser Zeichen gesehen und sich nicht über wollen geben, sondern herüber sich schlagen. Lustig, meine Gesellen, nun laßt uns auf Rieneckisch den Schelmen einen guten Morgen geben!" So heißt er die Reisigen alle zu Pferde steigen; dem Trommeter aber gebietet er, „wenn die Fechenbachischen drüben aus dem Schlosse heraus seien, solle er die Trommete blasen." Drauf reitet er mit seinem Volk

hinunter an's obere Thor und bleibt innerhalb des Dorfes halten.

Sogleich gehe ich wieder mit Herrn Antonius Will auf den Kirchthum, zu sehen, wie das Alles ablaufen werde. Wir stehen nicht lange, als wir zum Schloßthore die Fechenbachischen herausziehen sehen, und wie sie den Thorweg zurückgelegt und aus dem Rauchdampf an die Wiese kommen, wo die Straße herüber gen Eschich zieht, wenden sie sich rechts auf den Bach los. Die Bauern machen sich bereit mit großem Geschrei und recken ihnen ihre Schweinsspieße entgegen; einen Steinwurf von ihnen machen die Fechenbachischen Halt, setzen die Lanzen ein und rennen im vollem Pferdslauf auf die Bauern los, und entsteht ein großer Staub und Getümmel der Streitenden. Als der Trommeter neben uns auf dem Kirchthurme solches sieht, setzt er die Trommete an und macht ein lautes Geschmetter, auf welches Zeichen das obere Thor auffährt, und der Rienecker mit den Reisigen hinaussprengt. Voran jagt Herr Hans; dann folgen die Reisigen, je zwei und zwei, und weil's treffliche Reitersleute waren, jedweder geharnischt vom Kopf bis zu Fuß, und eine gute Reihe hielten, wollte es uns nicht anders bedünken, als wir sie den Weg auf den Bach hinjagen sahen, wie wenn eine schwarze Schlange sich durch die Krautgärten winde. Im Hui waren sie dem Bauernhaufen, so am Bach den Weg verlegt, im Rücken und laut schreiend: „Rieneck, Rieneck!" fahren sie einher mitten durch den Haufen und sind bei den Fechenbachischen.

Die Bäuerlein waren nicht anders anzusehen, wie eine Gänseheerde, wenn eine Koppel Hunde unter sie gefahren: laut schreiend stoben sie vor dem Rieneckischen

Volke nach Rechts und Links auseinander; Etliche rannten den Bach hinauf, die Andern in die Krautgärten, wiederum Andere warfen die Spieße weg und baten fußfällig um Gnade; die Reisigen aber, Rieneckische wie Fechenbachische, warfen Viele nieder und schlugen, wen sie erjagten, und würde schwerlich Ein Mann davongekommen seyn, wäre nicht der große Haufen, so auf dem Kirchhofe gestanden, und die Andern aus dem Schloßgarten allgemach herangezogen. Als Herr Albertus und Herr Hans solches bemerken, rufen sie ihre Leute zusammen, weil sie dem ganzen Heere nicht gewachsen, und reiten mitsammen auf's Eschicher Thor zu.

Da ich solchen Ausgang der Dinge wahrnahm, gedachte ich der armen Schelme, so krank und wund im Hirtenhause lagen, und wohl wissend, daß es ihnen schlimm ergehen werde, wenn die Fechenbachischen oder Rieneckischen ihrer gewahr werden sollten, steige ich eilend vom Thurm und gehe in's Hirtenhaus. Daselbst sage ich:

„Meine lieben Patienten, wer von euch noch nicht kurirt ist, mag allhier verbleiben, da ihm dann bald kein Zahn mehr wehe thun wird; wer aber durch meine Kunst bereits heil geworden, der hebe sich stracks davon, laufe durch's Thor und dann links in die Krautgärten, denn im Augenblick werden die Rieneckischen und Fechenbachischen allhier seyn und werden einen Galgen aufrichten, so hoch wie Haman's, und euch daran erhöhen!" Da hätte Einer sehen sollen, wie die Leute auf die Beine sprangen! fuhren aus dem Bett, daß die Federn umher flogen, und rannten die Stiege hinab, und Jeder wollte der Erste seyn, und ehe man ein Vaterunser beten konnte, war die Stube leer und sämmtliche Kranke davon. Das

ist das größte und verwunderlichste Meisterstück gewesen, so ich jemals an meinen Patienten gemacht, sollte mir aber übel bekommen seyn, wenn mein Herr, Hans von Rienecken davon Kunde bekommen. Es ist aber in dem großen Tumult Niemand es weis geworden. Just als ich vom Hirtenhause herunterkam, und meine Kranken bereits in den Krautgärten waren, kommen die Herren zum Thore herein, — erst Herr Hans und dann Herr Albertus. Jener steigt vom Gaul, steckt sein Schwert in die Scheide und gibt Herrn Albertus, der gar traurig aussah, die Hand und spricht: „Gott grüß Euch, Herr Bruder; hätte ehegestern noch nicht gedacht, daß wir heute auf solcher Säuhatze einander begegnen würden; — seid ihr Alle den Mordbuben entkommen?" Sagt Herr Albertus: „Ja, sie seien Alle glücklich da, bis auf Wilm Fuchs, den Falkonierer, der den alten Bleß geritten und beim Anlaufen mit dem Gaule, so merklich blind und steif, gestürzt und von den Bauern hinweggeschleift worden. Jakob Hock, der Heßleinsmüller, habe demselben, nachdem er schon niedergelegen, mit der Axt den Kopf zerschlagen; selbiger Hock sei auch auf ihn, Herrn Albertum, zu mehreren Malen eingedrungen, da er den Falkonierer retten wollen, und hätte ihn einmal leichtlich zum Tode getroffen, wenn nicht des Müllers eigener Sohn Andres, so bei ihm diene, seinem Vater die Axt aus den Händen gewunden und über den Bach geschleudert hätte."

Als das Thor wiederum geschlossen, und nun das reisige Volk auch zu den Centmännern auf die Mauer sich begeben hatte, wenn etwa die Bauern jetzt den Ort anlaufen sollten, gingen die beiden Herren mit uns auf den Kirchthurm. Das Schloß stand in vollen Flammen, auch

der Thurm, und nach etwa einer Stunde flammte es auf dem Thurme in einem großen Feuerstrome hell auf; dann war nur noch ein dicker Rauch ersichtbar, und als der Rauch sich verzog, sahen wir den Thurm nicht mehr, als welcher zusammengestürzt; die Bauern aber sprangen und tanzten umher auf der Wiese und erhuben ein lautes Freudengeschrei, als der Thurm gefallen war.

Herr Albertus seufzet schwer und spricht, inwährend ihm das helle Wasser in den Augen steht: „Mein Haus ist wüste geworden, und ist doch, meines Wissens, kein unrecht und erschunden Gut darin, sondern bin allezeit ein gerechter und milder Herr gewesen, so Gott und Menschen bekannt. Ich habe nichts mit herausgebracht als meiner seligen Frauen Hochzeitsschmuck, — sonst ist Alles in der Bauern Hände gefallen."

„Laßt's gut seyn," spricht Herr Hans; „ich habe manch rechtschaffenen Mann schon in größeren Nöthen gesehen, und ist doch wieder auf die Beine gekommen; wollt Ihr mit gen Wildenstein, sollt Ihr mein lieber Gast seyn und mögt Alles ansehen, wie wenn's Euer eigen wäre."

Da die Herren solcher Reden pflogen, kommt der Reitende zurück von Aschaffenburg, bringt einen Gruß von Herrn Ferdinandus von Fechenbach, des Albertus Bruder, so ein Oberster der kurfürstlichen Reiter ist, mit Vermelden, es sollten die Herren nur zuschauen, wie sie die Bauern vor dem Schlosse hielten. Er habe etliche Fähnlein bereits den Main hinauf gesendet, dem Bauernheer die Heimfahrt über den Main zu verlegen, und mit dem andern Kriegsvolk sei er auf dem Wege nach Sommerau und werde bis Abend eintreffen." — Die Bauern aber mußten davon auch Wind bekommen haben, denn als-

bald meldet der Trommeter, daß das Bauernheer in hellen Haufen davonziehe, sahen wir auch am untern Thore, wie sie bereits über dem Bache waren, und über den Berg hinan gen Röllenbach sich davonmachten.

Barthel am Endt erzählet, daß, als sie abgezogen, habe ihn der Müller, so eine schwere Kiste unter dem Arm gehabt, gegrüßt und habe gesagt mit Lachen: „Da sehe er, wie man es machen müsse, um von den Herrenleuten sein Gut wieder zu bekommen. Er habe oft genug in's Schloß hineingetragen, nun wolle er auch heraustragen, und in der Kiste habe er genug, um auch einmal zu sehen, wie das Herrenleben schmecke. Dem Falkonierer habe er seinen Lohn dafür gegeben, daß er wegen des Rehbocks ihn in Strafe gebracht: wenn Herr Albertus selbigen wieder brauche, solle er nur unterm Schleifbächlein nach ihm suchen lassen." Er habe auch noch hinzugefügt, „er sei nun nicht mehr Jakob Hock, der Heßleinsmüller, sondern Jack von Hockenstein, ein Hauptmann unter dem Bundschuh, und habe in Einem Tage mehr Ehre und Gut gewonnen, denn alle Heßleinsmüller gewinnen würden bis zum jüngsten Tag."

Als das Bauernheer drei bis vier Stunden abgezogen, just als man zu Abend läutete, kommt Herr Ferdinandus mit dem Mainzischen Reitervolk das Thal herauf und zieht mit Trommeln und Trommeten in's Dorf. Herr Albertus und der Rienecker waren ihm entgegengeritten, und huben die beiden Brüder bitterlich an zu weinen, als sie einander begrüßt. „Ich bin wohl zu spät gekommen," sagte der Obrist, „aber Wendel Hackelmann, der mit den Fähnlein den Main hinauf gezogen, wird den Mordbuben die Heimfahrt versalzen!"

— „„Gott weiß es,““ erwiederte Herr Albertus, „„ich denke der Rache nicht an dem tollen verführten Haufen, wiewohl sie groß Unrecht an mir geübt, vielmehr betrübt mich, daß wir allesammt nicht bedacht: Wer Wind säet, wird Sturm ernten! Da wir die Herren waren, ist der Teufel Abt gewesen, und nun der Bauer Herr ist, ist des Teufels Großmutter Aebtissin geworden. Erst straft ein Stand den andern, und hintendrein straft der allmächtige Gott das ganze Volk insgesammt, daß man des Jammers kein Ende mehr wissen wird.““

Solche sanftmüthige Rede hat mir absonderlich an Herr Albertus gefallen, weil es sein gut und christlich Gemüth angezeiget, ist aber, wie ich seitdem gehört, mehr nach Herrn Ferdinandi Meinung, denn nach der seinigen gegangen, indem Wendel Hackelmann die Bauern bei Großheidbach übereilet, deren an die hundert erschlagen und in den Main gesprengt, etliche auch, so er lebendig überkommen, an die Bäume aufgehängt hat.

Auf der Herren besonderes Begehren mußte ich noch im Amthof mit ihnen zu Nacht essen, dabei viel Redens war von den Dingen, die so unerwartet gekommen, oder in den letzten zwei Tagen sich ereignet.

Unter Anderem fragt Herr Hans von Rieneck den Andres, „warum er den Müller, der ein Schelm und Mörder geworden, nicht mit der Axt erschlagen, die er ihm aus den Händen gerissen? er hätt's gethan und wenn er hundertmal sein Vater gewesen,“ worauf der Andres ihm entgegnet: „Solches wolle sich nicht geziemen, weil er sei gelehrt worden: „„du sollst Vater und Mutter ehren!““ item „„wer Vater oder Mutter schlägt, soll des Todes sterben!““ und sei der Müller immer sein Vater, wenn er auch ein

Schelm und Mörder geworden, was er ja nicht läugnen könne."

Diese verständige und christliche Erwiederung hat allen gar wohl gefallen, auch Herrn Ferdinando, welcher sagte: „Lieber Bruder, gib mir den Andres! Er soll eintreten in mein Fähnlein, und wenn er weiter sich so hält, wie er heute angefangen, soll er nicht lange ein gemeiner Reitersknecht bleiben!" Albertus erwiedert: „Nimm ihn mit und acht' ihn als einen Sohn, angesehen ich selber seine Treue nicht lohnen kann," worauf ausgemacht wird, daß der Andres mit Herrn Ferdinandus folgenden Tages nach Aschaffenburg gehen solle. Nach dem Nachtessen bin ich heim gegangen.

3.

Am 20. Septembris 1535.

Es ist eine geraume Zeit her, daß ich in dieß librum memorialem keinen Eintrag mehr gethan. Warum? Für's Erste, weil meine Augen schwach, und meine Hände zitterig geworden sind, zum Andern, weil es mich verdrossen hat, von Nichts denn eitel Jammer und Elend zu schreiben. Denn solches ist unser Theil geworden seit dem leidigen tollen Aufruhr des gemeinen Mannes. Was der nun in Gott ruhende Herr Albertus vor zehn Jahren gesagt, als sein Schloß ihm war von den wüthigen Bauern abgebrannt worden, daß der gerechte Gott für alles Unrecht, so die Herren und nachher die Bauern begangen, das ganze Volk mit seiner Zornruthe heimsuchen werde, das ist geschehen. Die Herren sind in Ruin gekommen, aber die Bauern auch. Tausende von Haushaltungen, die vor solchem

Tumult ein genugsam Stücklein Brods gehabt, sind in Armuth, ja an den Bettelstab gekommen, die Hausväter sind erschlagen oder flüchtig, die Höfe abgebrannt, die Felder wüste: die Bauern, so sich güldene Zeiten geträumt, sind nun mit Steuern, Frohnden u. drgl. mehr gedrückt, denn je, kommen auf den Gant und gehen in die Wälder, um dort als Schnapphähne von Raub und Mord zu leben. Was aber das Allerschrecklichste ist, es erfüllt ein teuflisch Mißtrauen und giftige Feindschaft alle Stände; alle christliche Tugend und Rechtschaffenheit scheint dem Verlöschen nah; in Summa: es ist kein Glaube, keine Liebe mehr zu finden bei Hoch und Niedrig, wohl aber Haß, Neid, Trug und Falschheit, daß man meinen sollte, das um seiner Tugend willen sonst hochangesehene deutsche Volk sei eine Bande von Mord- und Spitzbuben geworden. Wo unser Herrgott seine Hand abzieht, geht's, wie jener römische Senator sagt: daß wenn die Glieder des Leibes uneins sind, der ganze Leib vom Scheitel bis zur Fußzehe sterben und verderben wird.

Miserere Domine, et remitte peccata nostra ob magnam misericordiam tuam! Amen!

Obwohl ich nun aus bemeldeten Ursachen Nichts mehr habe aufschreiben wollen, will ich doch, was in diesen letzten Tagen sich begeben, nicht unbeschrieben lassen, dieweil der Finger Gottes gar sehr darin zu Tage liegt, und die, welchen diese Blättlein einmal zu Händen kommen sollten, manch einen heilsamen Gedanken darüber fassen mögen.

Da sei nun zuerst Erwähnung gethan, wie bei uns, insonderheit im Speßhardt, das Raubgesindel sich gemehret, also daß man kaum allein oder des Abends sich

aus dem Dorf wagen kann. Da ich nun verwichenen Montag in Sommerau gewesen und bei Barthel am Endt zugesprochen, will solcher mich, da es bereits dunkelt, nicht heim lassen, weil der Bauernkönig und seine Bande schon seit mehreren Wochen wieder ihr Wesen trieben. Selbiger Bauernkönig war unter seines Gleichen ein Meister, und ein verwegener, listiger Schnapphahn, und trieb's mit Straßenrauben und Einbrechen durch den ganzen Speßhardt bis an den Main, wie noch keiner. Wußte Niemand, warum man solchen Wegelagerer den „Bauernkönig" heiße, vermuthete aber, daß er im Aufruhr des gemeinen Mannes ein Führer gewesen.

Da mich nicht verlangte, demselben zu begegnen, folgte ich Barthel am Endt's Rath und blieb in seinem Hause.

Wir haben kaum zu Nacht gegessen, hören wir auf's Haus zu reiten, dann kommt ein Reitersmann mit klingenden Sporen über den Hof und steht unter der Stubenthür. Fragt Barthel alsogleich, was sein Begehren? — Der Reitersmann aber, so ein feiner, hochgewachsener Mann gewesen, sagt: „Grüß euch Gott, Barthel am Endt, und auch euch, Herr Bonifazius Scholl! kennt ihr mich nicht mehr? — 's ist der Andres!" Solches freut uns über die Maßen, insonderheit Barthel am Endt hat schier geweint vor übergroßer Freude und nöthigt den Andres, an den Tisch zu sitzen. Wir konnten nicht genug uns verwundern, daß wir nicht auf der Stelle ihn erkannt, — denn er war in den zehn Jahren ganz das Ebenbild seiner seligen Mutter geworden. Der Andres aber erzählt, „es sei ihnen verkundschaft worden, daß der Bauernkönig und seine Rotte, welchem

sie seit lange nachstellten, heute Nacht im Höllenthurm*) liege. Da wollten sie bei der Nacht um den Thurm heimlich sich legen und hofften, sie zu fangen. Wendel Hackelmann, der jetzt sein Hauptmann sei, folge ihm auf dem Fuße nach mit 12 Mann zu Roß und 20 zu Fuß, und solle er, Andres, mit zwei anderen Reitern, als Vorhut das Thal hinauf reiten, weil ihm Ort und Gelegenheit wohl bekannt sei. Auch erzählte er, wie es ihm bis dato sehr gut gegangen, daß er mit Herrn Ferdinandus nach Italien gezogen und dort von selbem, bevor er bei Pavia geblieben, zum Fähnrich gemacht worden sei: er könne es auch noch weiter bringen, Wendel Hackelmann, der jetzt das Fähnlein führe, sei selber nur eines Bauern Sohn."

Da wir über sein Glück uns sehr erfreuten, fragt er, „ob wir nichts von seinem Vater gehört, denn es ihm Tag und Nacht keine Ruhe lasse, was wohl aus selbigem geworden." Wir wußten ihm aber nichts zu sagen, denn daß wir gehört, sein Vater, nachdem der Bauerntumult niedergeworfen, habe sich gen Basel gewendet, habe einen großen Getreidehandel angefangen und solle ein überaus reicher Mann seyn. Derweilen hatten die Pferde der Reitersknechte verschnauft und gefressen, worauf der Andres aufsteht und sagt, daß er Morgen auf dem Heimweg länger zusprechen werde, und davon reitet. Gleich darauf reitet auch Wendel Hackelmann mit dem reisigen Volke durch's Dorf, den aber Barthel am Endt um seines jachzornigen, gewaltthätigen Wesens willen nicht wohl leiden mag, weßwegen wir ihn nicht begrüßten.

*) Ein alter, erst vor Kurzem abgebrochener, Thurm im oberen Elsavathale.

Folgenden Tages, da ich, den Andres zu erwarten, noch bei Barthel am Endt geblieben, kommt des Andres Reiterjunge und bringt mit großem Wehklagen eine traurige Botschaft: „Der Fähnrich sei zum Tode geschossen und werde binnen einer Stunde von den Leuten gebracht werden. Er habe verlangt, nach Sommerau zu Barthel am Endt gebracht zu werden, und solle derselbe eilend ein Bett herrichten.“ Auf Befragen, wie das Alles zugegangen, erzählt derselbe: „Wendel Hackelmann habe mit seinen Leuten den Höllenthurm umstellt, aber bald vermerkt, daß derselbe mit mehr Volk, denn sie gemeint, besetzt sei, und habe darum für gut befunden, der gesammten Rotte im Namen des Kurfürsten Gnade und Verzeihung anzubieten, falls sie nur den Bauernkönig ausliefern wollten. Es hätte aber Niemand gern solche Botschaft ausgerichtet; da habe der Fähnrich sich dazu erboten, sei an den Thurm geritten und habe die Rotte angerufen. Nun sei ein Kerl mit einer rothen Feder auf der Mütze, so der Bauernkönig gewesen, auf die Mauer gekommen und habe gefragt, was sein Begehr? worauf der Fähnrich erwiedert: „wenn er der Bauernkönig sei, so habe er mit ihm nichts zu schaffen, sondern nur mit seinen Leuten; wolle ihnen Allen Gnade und Verzeihung alles Geschehenen anbieten, so sie augenblicks den Bösewicht binden und überliefern wollten.“ Der Bauernkönig habe zum öftern ihm zu schweigen geboten, weil er seiner Rotte nicht getraut, und die Armbrust angelegt; der Fähnrich habe aber sich nicht irre machen lassen; da habe der Bauernkönig abgedrückt und ihm einen Pfeil in den Hals geschossen, daß er vom Pferde gestürzt. Die Bande aber, da sie Wendel Hackelmann und der Reisigen ansichtig geworden, sei nun über den

Bauernkönig hergefallen, hätte ihn gebunden, obwohl er mit seinem Streithammer sich grausam gewehrt, zum Thor herausgeschleppt und an Wendel Hackelmann übergeben, der geschworen, falls der Fähnrich sterbe, wolle er ihn heute noch ohne Urtel und Recht an den nächsten Baum henken lassen.

Derweilen Barthel am Endt dem Gesinde das Bett herzurichten gebot, ging ich dem Zug entgegen, welcher den Andres bringen sollte, und traf selbigen, als ich einen Steinwurf an der Heßleinsmühle vorbei und in den Wald gekommen war. Vier Fußknechte hatten von ihren Spießen und Geäst eine Bahre gemacht; drauf lag der Andres. Als ich zu ihnen kam, setzten sie die Bahre nieder, und als ich dem armen Andres in sein noch am gestrigen Abend so frisch und blühend Angesicht sah, war's eine facies hippocratica geworden, darein der Tod sein Siegel gedrückt. Seine gelben Haarlocken waren voll Blutes, sein Auge war schon starr, und er kannte mich nicht.

Ich besorgte, er möchte es keine Viertelstunde mehr treiben, hieß demnach die Fußknechte ihn in die Heßleinsmühle tragen, und legte ihn auf des Müllers Bett, so in der Wohnstube stand, just an dem Platz, da auch seines Großvaters Todesbett gestanden. Nach einer Weile wacht der Andres auf und schaut verwundert sich um, wußte aber gleich, wo er war, denn als ich an ihn herantrat, seine Wunde zu verbinden, sagt er: „Müht euch nicht mehr, Meister; mit mir ist's aus! Hier ist mein lieber Großvater gestorben, hier will ich auch sterben, und komme nun bald zu ihm und meiner seligen Mutter; — grüßt Barthel am Endt — und meinen Vater, falls ihr ihn noch einmal sehen solltet, und sagt

ihm, der Andres sei ehrlich gestorben.“ Drauf that er einen langen Seufzer und war todt.

In dem Augenblick hör' ich ein groß Getümmel an dem Thor und schaue durch's Fenster. Wendel Hackelmann war da mit dem reisigen Volk und hatte einen häßlichen, wüsten Kerl bei sich mit fuchsrothem Bart und einem versoffenen Gesicht, den die Reisigen gebunden führten; und da der Hauptmann hört, daß der Andres in der Mühle liege, geht er hinein und heißt die Reisigen den Kerl auch hineinbringen, welcher aber, da er in die Mühle soll, sich erschrecklich wehret und sperret, also daß ihn die Reisigen mit Fußtritten und Stößen hineinschieben müssen. Wie der Hauptmann in die Thür tritt, schreit er: „Wie geht's Fähnrich? hab guten Muth, der Bube ist gefangen, der dich meuchlings geschossen, und soll bald baumeln, so wahr ich Wendel Hackelmann heiße.“ „Der Fähnrich hört Euch nicht mehr,“ sage ich; — „er ist so eben verschieden. In diesem Haus ist er geboren, und in diesem Haus hat er auch sterben sollen.“

Bei den Worten fährt der Kerl, den die Reisigen auf einen Stuhl nächst der Thüre niedergestoßen, auf und will auf das Bett zu, drin der Fähnrich lag; der Hackelmann aber gibt ihm einen Stoß mit der eisernen Faust, daß er an die Thüre zurücktaumelt, und sagt: „Willst du ihn noch einmal todtschlagen, du Bluthund? — Siehe! nun hat mein Fähnrich seine Himmelfahrt gethan, und, so wahr Gott lebt, bevor eine halbe Stunde um ist, sollst du deine Höllenfahrt gethan haben. He da!“ fährt er fort, sich an die Reisigen wendend, „habt ihr den Säubirnbaum gesehen, draußen nächst dem Bache? richtet ihn her zum Galgen und henkt ihn dran!“

Ich wollte um Gnade für den armen Sünder bitten, daß ihm noch eine Frist gestattet werde, ob er Reu' und Leid machen wolle; Wendel Hackelmann aber schwur hoch und theuer, „es solle nichts helfen, und wenn alle Doktores der ganzen Welt ein gut Wort für ihn einlegten; bis der Galgen hergerichtet, habe er Zeit genug zu beten, wenn er wolle." Des Andres Betbüchlein, so ich ihm eben aus dem Koller gezogen, lag auf dem Tisch neben dem Bett; das warf der Hackelmann dem Gefangenen hin, sprechend: „Da bet', Schelm, aus dem Buch, da du dich doch nicht sonderlich auf die Kunst verstehen magst." Drauf gieng er zur Thür hinaus, und gebot den Reisigen, nachzukommen, wenn sie das Urtel vollstreckt.

Der Kerl schaut das Buch an, so vor ihm auf den Boden gefallen, greift darnach, besieht's und macht's auf, fährt abermals auf das Bett hin, drin der Andres liegt, und schaut ihm in's Gesicht; — da quellen ihm die Augen aus dem Kopf hervor, und seine rothen Haare stellen sich in die Höhe, daß es erschrecklich anzusehen, und brüllt wie ein Stier; ist aber schon der Reisige wieder an ihm und schreit: „Wart' ich will dich!" ringt mit ihm und wirft ihn zu Boden. Da fängt der Kerl, so bis jetzt noch kein Wort gesprochen, erbärmlich an zu winseln: „sollten um Gottes Marter willen ihn ein Wort allein mit dem Feldscheerer (worunter er mich gemeint) reden lassen." Der Reisige sagt: „Da müßt ich wohl des Teufels sein, wollt' ich solch einen Fuchs entspringen lassen." Der Kerl bettelt aber immer fort, „sollten doch einem armen Sünder seine letzte Bitte nicht abschlagen, sie könnten ihn ja an der Säule in der Stube festbinden;" endlich thun's

die Reisigen, binden ihn an und gehen vor die Thüre.

Da sie draußen sind, sagt er: „Meister Bonifaz, kennt Ihr mich?“ „Nein!“ sage ich, wiewohl die Stimme, da er nun nicht mehr also heulte und brüllte, mich ein wenig bekannt däuchte; „wie soll ich Euch kennen?“

„Schaut mich an!“ sagt er. Nun geh' ich hinzu und schau ihm scharf in's Gesicht, und obwohl solches des großen Bartes und der rothen Augen wegen mehr eines Thiers denn eines Menschen war, kenn' ich ihn mit einem Male. „Jesus Maria! Ihr seyd Jakob Hock, der Heßleinsmüller!“ „Ja,“ antwortet er, „Heßleinsmüller, Aufrührischer, Jack von Hockenstein, Mordbrenner, Kornwucherer, Bauernkönig, Schnapphahn, Vatermörder — das bin ich alles gewesen und seit heut morgen“ — damit schaut er auf den todten Andres und fängt wieder an zu brüllen.

Da er sich aufbäumt mit so grimmiger Gewalt, daß die Säule kracht, kommt mich ein Schrecken an und sage: „Wollt Ihr was von mir, Jakob Hock, so sagt's schnell, denn Eure Stunden sind gezählt.“

„Ob ich was will?“ schreit er; „seht Ihr's denn nicht; ich bin ein Höllenbrand, wie noch keiner abgefahren! Sterben will ich nicht und kann's auch nicht! Da ist der Alte gestorben, und da ist der Junge gestorben, der mitten 'raus aber kann nicht sterben. Geht, lauft zu Wendel Hackelmann; sagt nicht, wer ich bin, aber sagt was anders, — was Ihr wollt; — nur betet mich los!“

„Habt Ihr den Verstand verloren?“ sage ich. „Ja, wenn Herr Albertus noch lebte, aber bei Wendel

Hackelmann gibts keine Gnade. Betet lieber ein Vaterunser und empfehlt Euch dem HErrn Christus zu Gnaden!" Er will aber nicht, sondern heult und brüllt, winselt und flucht durcheinander, daß ich mich nicht zu fassen wußte, und mir der kalte Schweiß aus den Haaren trof.

Mittlerweile waren die Reisigen wieder gekommen, die den Galgen hergerichtet, traten nun zur Thür herein und sagten: „Gnad' Euch Gott, Bauernkönig, Ihr müßt nun dran!" „Nein! nein! nein!" schreit der Heßleinsmüller; und da sie ihn losbinden, wehrt er sich mit Händen und Füßen, in Einem fort brüllend: „Ich kann nicht sterben, ich kann nicht sterben!"

Da ich solchen Graus mit ansehen mußte, wollte ich doch noch ein gut Wort versuchen und bat die Reisigen, „sie sollten noch ein klein wenig verziehen, ich wollte noch einmal Fürbitte für den Gefangenen thun;" die aber sagten: „So er nicht hängt in einer Viertelstunde, hängen wir alle in einer halben. Fort mit dem Kerl, er hat's tausendfach verdient!" Nun macht' ich mich aus der Thüre, um nichts zu hören und zu sehen: hinter mir kamen die Reisigen mit dem armen Sünder, ihn zerrend und stoßend, und führten ihn auf den Säubirnbaum zu, der am Bache steht. Dran stand eine Leiter, und vom Aste hing ein Strick herunter. Ich hielt mir die Ohren zu und eilte meines Weges fürbaß; da ich aber ein gut Stück weiter gekommen, hör' ich im Wind einen Schrei daherkommen, wie ich in meinem Leben nicht gehört, und schau mich um, da hängt er am Strick, mit den Beinen zappelnd und stoßend, und fährt im Winde hin und wieder. Da gedacht' ich wiederum: „die Gerechten rafft Gott hin vor dem Unglück! O du lieber Andres, du treue Seele, wenn du solches hättest erleben müssen! Wie gut

hat doch der grundgütige Gott es gemacht, daß Er vor einer Stunde dich zu sich genommen, und wußtest nichts von solchem Jammer," gelobte mir auch um des Andres willen jetzt noch zu schweigen von dem, was ich in der Mühle gehört hatte.

Folgenden Tags in der Frühe sollte der Andres begraben werden. Da keine Blutsfreunde mehr von ihm vorhanden, wollten ich und Barthel am Endt zur Trauer gehen, begaben uns deßwegen schon, bevor es noch recht Tag war, nach der Heßleinsmühle.

Um 8 Uhr kommt viel Sommerauer und Eschicher Volks, und gleich darauf Wendel Hackelmann mit dem reisigen Haufen, und ordnen sich zum Begräbniß. Da wir aus dem Hof waren, kamen wir neben dem Säubirnbaume vorbei, dran der Heßleinsmüller hing: es saßen ein Dutzend Raben darauf, die fuhren auf, als wir herzukamen, und flogen kreischend über unsere Köpfe.

Barthel am Endt, so wegen des frühen Morgens den Baum und den armen Sünder noch nicht gesehen, erschrickt, stößt mich heimlich an und sagt leise: „Da hat der Hackelmann wieder gearbeitet und gehängt, wie's seine Art ist, ohne Urthel und Recht. 's ist doch just, wie man im Sprichwort sagt:

„Kein Messer ist, das schärfer schiert,
Denn wenn ein Bauer ein Herre wird!"

Ich aber sage: „Barthel am Endt! hie hat Einer Gericht gehalten, der größer und erschrecklicher ist, denn Wendel Hackelmann, und Sein Urthel und Recht hat gelautet: „„Ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen."" Schweigt jetzt, ihr werdet noch Alles erfahren!" Obwohl er noch weiter mit Fragen mich drängen wollte, hab' ich ihm doch keine

Antwort gegeben, dem Andres zu Liebe, um den Leuten nicht die Mäuler aufzusperren.

So zogen wir denn den Weg hinunter durch's Dorf auf den Gottesacker und begruben den Andres neben seinem Großvater. Drauf haben ich und Barthel am Endt die Leichenleute abgedankt und den Reisigen einen Trunk gereicht, gelobten auch einander, von Jörg, dem Steinmetzen, dem Andres einen feinen Leichenstein aushauen zu lassen, darauf er selber abgebildet stehe in Wehr und Harnisch als ein Knieender, mit solcher Inschrift:

„Sein Herr sprach zu ihm: Du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude.“ (Matth. 25, 23.).

Nachmittags, nachdem Wendel Hackelmann und sein Volk abgezogen, hab' ich mich auf den Heimweg begeben, und da ich auf die Höhe kam zwischen Eschich und Mönchberg, mich umgedreht und das Fechenbachische Schloß betrachtet, so noch in Trümmern lag, und auch hinauf nach der Heßleinsmühle geschaut und dem Baum, so man deutlich wahrnehmen konnte. Da konnt' ich mich nicht enthalten, zu denken: „O wie viel des Jammers und des Elends könnte Land und Volk entübrigt sein, so beide, Herren und Unterthanen, nur etwelche Sprüchlein heiliger Schrift wollten vor Augen haben; die Herren das Wort: „Durch Weisheit und Liebe regieren alle Könige und alle Regenten auf Erden. Seine große Macht hilft einem Könige nicht!“ Die Unterthanen aber den Spruch: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben. Mein Kind, fürchte den Herrn und den König und menge dich nicht unter die Aufrührerischen!“

II.

Der Schwedenschimmel.

Unglück verfolgt die Sünder; aber den Gerechten wird Gutes vergolten.
Sprüchw. 13, 21.

An einem Dezemberabend des Jahres 1699 war zu Eschau in der geräumigen Stube eines wohlhabenden Zimmermanns eine zahlreiche Abendgesellschaft versammelt.

Es war vor 200 Jahren im Spessart nur wenig anders bei solchen Zusammenkünften, als heutzutage. Es ist, wie wenn die Cultur der Neuzeit vor dem einsamen, abgelegenen Wald eine Scheu hätte und erst lange auf der Landstraße, oder auf der Eisenbahn daran vorüberfahren müßte, bis sie endlich einen Weg sich hineinfinden kann. Statt der Oellampe brannte eben damals der Kienspan, über einem vollen Wasserzuber befestigt, über sich den bauchigen blechernen Rauchfang, dessen Arm den dicken Kiendampf durch die mit einem drillenden Rädchen verschlossene Fensteröffnung leitete, und statt des Spinnrades schnurrte die alte, sagenberühmte Spindel. Die Gespräche, mit denen das junge Volk sich die langen Abende kürzte, waren entweder ehrbar, anständig und christlich, oder waren es auch nicht, je nach der ganzen Art, die der Hausvater oder die Hausmutter ihrem Hause zu geben verstanden — damals schon, wie heutzutage auch noch.

„Ist der Martin noch nicht zu Hause?“ unterbrach der Hausvater das Lachen der jungen Leute. „Es ist Nacht, und der Müller wird den Wein nicht sparen, und ich mag's nicht haben, daß einer der Meinigen über den Durst trinkt!“

„Wenn man den Wolf nennt,“ sagte kichernd seine älteste Tochter, die den ganzen Abend schon in der besten Laune gewesen war, „kommt er gerennt!“ — und wirklich gieng die Thüre auf, und der Martin trat herein in dem leinenen, grasgrün gefärbten Sonntagskittel, hieng den bebänderten Hut an den hölzernen Wandnagel und legte einen großen, gleichfalls mit Bändern geschmückten Strauß auf den Tisch.

„Nun Martin,“ sagte seine Mutter, „ist Alles glücklich abgelaufen?“

„Alles,“ sagte der Angeredete; „des Franzen Mühle ist fertig, soweit der Zimmermann und der Mühlarzt dabei zu thun haben; der Franz hat die Räder angelassen, und was binnen heut und morgen gemahlen wird, gehört den Armen; und mit meinem Spruch bin ich auch fertig, auf den mir's bange genug war, denn 's war mein erster. Es hat sich Alles wohl gefügt, Reim zum Reime, wie vorher Balken zum Balken. Jetzt könnt ihr Hochzeit machen, Kathrine,“ sagte er zu dem obenerwähnten lachlustigen Mädchen; „Gott möge das Haus behüten und den Zimmermannsspruch wahr werden lassen.“

„Amen,“ sagte feierlich eine Stimme, die aus der dunkeln Ecke neben dem warmen Ofen hervorkam. Die alte Margaretha, des Hausvaters Großmutter, die 89 Jahre alt, sonst nur selten am Gespräch der jungen Leute Theil zu nehmen pflegte und meist in ihrem Sorgenstuhl entweder schlief, oder leise vor sich hin betete, war

heute, wo ihr Urenkel Martin, ein angehender Zimmermann, den Spruch über der neuen Mühle gethan, wider all' ihre Gewohnheit den ganzen Tag über wach und lebendig gewesen.

„Amen!" wiederholte sie; „möge der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und Sein Segen in der neuen Mühle wohnen, wie zu den Zeiten meines Vaters. Das Haus ist wieder grade wie damals, ehe noch des letzten Müllers Vater es so stattlich und groß hatte aufbauen lassen; hat wieder dieselben Fenster und Stuben, sogar das Kämmerlein wieder, in dem meine Mutter so oft in der stillen Nacht, wenn nur die Mühlräder noch rauschten, spinnend neben meinem Bette zu sitzen pflegte; und auch dasselbe Sprüchlein wieder über der Hausthüre, das mein Vater darüber hatte setzen lassen: „Bleibe fromm und halte dich recht, denn Solchen wird es zuletzt wohl gehen." Der Martin hat's grade wieder so bauen müssen, und meine alten Augen sind naß geworden, als ich gestern es betreten habe. Es hat kein Balken und kein Sparren dran bleiben dürfen, den der alte Büchler hineingesetzt hat, den es wäre dem Franz nicht gut gewesen, und Dir auch nicht, Kathrine, wenn ihr nun heirathet und als junge Eheleute das Haus betreten werdet."

„Ihr wißt, Großmutter!" sagte die Kathrine, deren Gesicht einen ernsten Ausdruck angenommen hatte, als die Alte zu reden begann, „der Franz und ich haben Euch frei schalten und walten lassen und gewähren nach Lust und Belieben; aber recht weiß ich's doch nicht, warum Ihr eigentlich so sorglich gewesen, als der Franz die Mühle kaufte, und erst gar nicht habt leiden wollen, daß er darin sein Geschäft anfange. Ihr seid doch selbst in

dem Hause geboren! — Sagt's uns doch, was hat's denn mit den Büchlers eigentlich für eine Bewandtniß gehabt?" — „Mag's seyn!" erwiederte die Alte. „Das Lischen, die letzte des Geschlechts, liegt ja jetzt auch unter der Erde. Gott tröste sie, das arme Kind! Ich will euch die Geschichte erzählen, nicht um die Büchlers schlecht zu machen, sondern auf daß ihr Weisheit lernt, um den Weg des HErrn richtig zu wandeln; — es ist eine traurige Geschichte! An des Urgroßvaters Händen hat Blut geklebt, und an den Händen des Großvaters unrecht Gut, und an des Vaters Händen beides zusammen, — dann war das Maaß des Geschlechtes voll, und seine Stätte kennet man nicht mehr. Urgroßvater, Großvater und Vater sind alle drei, wie man zu sagen pflegt, den bösen schnellen Tod gestorben, und das Lischen, das sie beerbt, hat zwar lange gelebt, hat aber nicht viel Gutes gehabt auf dieser Welt, denn der HErr spricht: Ich will die Sünde der Väter heimsuchen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied."

„Des Lischens Urgroßvater, Matthes mit Namen, hat gelebt, lange bevor ich auf der Welt war, und ist ein Amtmann gewesen drunten im Mainzischen. Weil er keinem Menschen gut war und die armen Leute drückte, wie er nur wußte und konnte, hat man ihn nur den „Bauernfeind" geheißen.

„Einmal sagte er zu einem Bauersmann, wie Ahab zu Naboth: „Gib mir deinen Weinberg, ich will mir einen Kohlgarten daraus machen, weil er so nahe an meinem Weinberge liegt." Der Bauer wollte aber nicht davon lassen. Da klagte er ihn an auf Leben und Tod, — warum, weiß ich nicht, — und ließ ihn in den Thurm

werfen. Der Herrschaft log er etwas vor, und betrieb's mit allen Kräften, daß der arme Bauer am Leben gestraft würde. Der Graf aber, obwohl er auf den Amtmann große Stücke hielt, traute der Sache doch nicht recht; und als er verreisen mußte, ehe der Spruch gefallen war, gebot er streng, mit dem Beklagten säuberlich zu fahren und ja nichts mit ihm vorzunehmen bis zu seiner Wiederkunft. Der „Bauernfeind" aber konnte nicht ruhen, sondern hatte es bald dahin gebracht, daß dem Bauern in Abwesenheit des Grafen das Urtheil gesprochen wurde, die Galgenleiter rücklings zu steigen und auf dem Hochgericht die Raben zu speisen.

„In der letzten Nacht vor des Mannes Hinrichtung hatte der Amtmann einen Traum. Es träumte ihm nämlich, er sitze mit den anderen Leuten in der Kirche, und da stehe der leibhaftige Satan auf der Kanzel und predige; sehe sich, während er predige, die Leute an, und sage mit einem Male: „Ei! da sitzt ja auch mein Knecht, der Bauernfeind, dem will ich seinen Lohn geben!" Dann lange ihm der Satan mit seinen Klauen grimmig nach dem Herzen, reiße ihm eine ganze Hand voll Blut heraus, spritze einige Tropfen gen Himmel und sage: „Das ist für dich!" Dann wieder einige Tropfen mit den Worten: „Das ist für den Christoph, deinen Sohn!" Und dann zum dritten Mal wieder: „Das ist für den Enkel!" — Und wiewohl ihn, während der Teufel das thue, ein höllisches Brennen überkomme, müsse er's doch leiden.

„Am Morgen erzählte er den Traum seiner Frau. Das arme Weib, welches wenig Gutes bei dem Tyrannen gehabt, wollte fast vom Verstand darüber kommen, schrie hell auf und bat ihn um Gottes Barmherzigkeit willen,

er solle sich und seine Kinder bedenken und den armen verurtheilten Bauern schonen; aber weil er einmal so weit schon gegangen war, wollte er nicht mehr zurück, schlug, wie Pilatus, seines Weibes Warnung in den Wind, und als die Stunde gekommen war, mußte der Bauer d'ran. Als man diesem den Strick um den Hals warf, stand der Amtmann daneben und sagte leise: „Michel, jetzt werden die Weinberge wohlfeil.“ Der aber fieng überlaut an zu schluchzen und zu weinen, streckte die Hand aus auf den Amtmann hin und sagte: „Du meines Unglücks einziger Anstifter, du meines so schmählichen Todes Urheber, du zweiter Ahab, du sollst wissen, daß du mir vor dem strengen Richterstuhl Jesu Christi, ehe vierundzwanzig Stunden vergehen, wirst Rechenschaft geben müssen, warum du mein Weib zu einer Wittwe und meine armen Kindlein zu Waisen gemacht hast. Matthäus Büchler! binnen heut' und morgen lad' ich dich vor Gottes Gericht!“ Als er das gesagt hatte, stieß ihn der Henker von der Leiter, und das Urtheil war vollzogen.

„Ein beschwert Gewissen hat einen lauten Schrei, lauter als ein Mensch, den man im Wasser unterzudrücken und zu ersäufen sucht, und ganz konnte auch der Amtmann davor seine Ohren nicht verstopfen. Es war an dem Tag, als ob ihn das böse Wesen verfolge. Am Morgen trieb's ihn im Hause hin und her, von einer Stube in die andere, als ob ihm der Boden unter den Füßen brenne. Nachmittags ließ er seinen Rappen satteln, jagte hinaus in's freie Feld und trieb ihn mit den Sporen über Hecken und Gräben, als wenn er mit dem wilden Jäger reiten müßte. Abends endlich gieng er in's Wirthshaus, um sich beim Trunk die Grillen zu

vertreiben. Erst sitzt er da, stiert und seufzt vor sich hin; dann stürzt er ein Glas um das andere hinunter, bis er trunken ist, geräth in Zorn, ohne daß ihm Jemand ein Leid's gethan, bricht Gläser und Geschirr, und kommt endlich in ein Lärmen und Rasen, daß sich die Leute vor ihm fürchten und einander in's Ohr sagen, das bedeute nichts Gutes. Ein Metzger sitzt da, ein weitläufiger Vetter des Gerichteten Bauern, und trinkt ruhig seinen Schoppen: unversehens fängt der Amtmann einen Streit mit ihm an und schlägt nach ihm. Als der Metzger grade sich wehren will, fällt ihm bei, daß der Amtmann noch selbigen Tags vor Gottes Gericht sei citirt worden; er hält darum an sich, gibt gute Worte und will sich lieber Alles gefallen lassen, als den elenden Mann in's Verderben stürzen; und als der Amtmann gar keinen Frieden geben will, und immer wüster und unbändiger thut, trinkt er seinen Schoppen aus und geht fort. Es war aber, als ob's den Amtmann mit Haaren zum Tod risse: kaum ist der Metzger fort, stürzt er auch zur Thüre hinaus, verfolgt ihn mit Schimpfreden und Schlägen bis an sein Haus und schäumt vor Wuth. Jetzt endlich riß auch diesem die Geduld, und da der Amtmann auch in's Haus hinein ihm nachtobte, wollte er ihn schrecken, nahm seinen Spieß von der Wand und rief: „Jetzt laßt's gut seyn, oder es nimmt ein böses Ende! Wollt ihr gar keine Vernunft annehmen, so komme euer Blut über euer eigen Haupt." Mit diesen Worten hielt er ihm den Spieß vor. Er hatte es aber kaum gethan, so rannte jener von selbst blind und toll hinein, wie ein Wildschwein, dem man den Saufänger vorhält, stürzte blutend zu Boden und spie in dem Blute seine Seele aus. Eben schlug's vom Thurme 12 Uhr, und gerade, als die Zeit

abgelaufen war, binnen welcher der Bauer ihn vor Gottes Gericht citirt hatte, hatte er der Ladung folgen müssen.

„Sein Weib wollte nicht länger mehr an dem Orte ihres Unglücks bleiben, sondern zog mit ihrem Sohne Christoph hieher und kaufte ihm ein großes Bauerngut.

„Im Anfang des Krieges, den sie heutzutage den „dreißigjährigen" nennen, war ich gerade in dem Alter, wo man zur Schule geht; der Christoph aber war damals schon ein Mann in seinen besten Jahren. Mein elterliches Haus war die Mühle; mein Vater hatte sie gebaut; und wenn man sonst sagt im Sprüchwort: „In der Mühle ist das Beste, daß die Säcke nicht reden können!" so paßte das auf meines Vaters Haus nicht. Mein Vater pflegte zu sagen: „Ein ungerechter Pfennig frißt zehn andere!" gab Jedwedem das Seine und hielt sich schlecht und recht. Langsam ging's vorwärts — denn die Zeiten waren nicht gut —; Sechshundert Gulden, die Mühle zu bauen, hatte mein Vater von dem alten Christoph Büchler geliehen um schweren Zins, und Zinsen essen mit aus der Schüssel; doch „langsam kommt auch zum Ziel." Als ich das erste Mal zum h. Nachtmahl gegangen war, trug mein Vater 600 fl. redlich erspartes Geld dem Christoph hinüber, zahlte ihn aus bei Heller und Pfennig, und brachte seine Quittung mit, die Handschrift aber, die er dem Alten gegeben, nicht, denn er hatte sie, wie er sagte, verlegt oder verloren.

„Im einundzwanziger Jahre begann unser Unglück. Da kamen die Brandensteinischen Reiter von Heubach herüber, fielen in's Dorf und trieben einen Muthwillen, wie man ihn von Christenmenschen bis dahin noch nicht erlebt hatte; denn wenn's Krieg gibt, macht der Teufel

die Hölle weiter. Wir saßen gerade in der Schule, als sie zum unteren Thore hereinkamen, und wie wir das Schreien und Schießen hörten, ließen wir uns nicht mehr halten, sondern liefen hinaus. Ei, du lieber Gott, wie ging's da zu! Die Reiter jagten die Leute über die Gasse, schlugen, stachen und schossen nach ihnen, trieben das Vieh aus den Ställen, sprengten die Kirchthüre mit Hebeln auf und nahmen die silberne Büchse und den goldenen Kelch mit hinweg. Den alten Pfarrer Speiser, der mich getauft und confirmirt hatte, führten sie gebunden über den Kirchenplatz, und marterten ihn, daß er das Kirchenlied verschwören solle: „Erhalt' uns, HErr, bei Deinem Wort." Als ich an meines Vaters Haus kam, steckte gerade einer der Bösewichter die Scheuer in Brand, und bald schreit's: „Feuer, Feuer!" An's Löschen war nicht zu denken; bald brannte auch das Wohnhaus, und am Abend war uns Alles, Haus und Hausrath, Scheuer und Getreide verbrannt, nur die Mühle stand noch. Meine Mutter rang die Hände auf der Brandstätte; mein Vater aber nahm mich und die Mutter bei der Hand und sagte, als wir uns gar nicht fassen konnten vor Jammer: „Gottes Wille hat kein Warum, und „Will's Gott" ist ein gut Wort von Alters her."

„Wir zogen in das Nachbarhaus zur Miethe; mein Vater hat die Mühle wieder in Gang gebracht, meine Mutter aber hatte einen Schrecken davongetragen, hüstelte und wurde immer weniger, und am Ostermorgen ist sie gestorben. Gott gebe ihr eine selige Urständ! — Als wir sie begraben hatten, kommt eines Tags der Christoph zu uns herüber. Mein Vater mochte nicht gern mit ihm zu thun haben, denn er war ein leichtfertiger Mann, wiewohl er schon langeher graue Haare hatte. Doch heißt

er ihn niedersitzen und fragt nach seinem Begehren. „Ja seht, Nachbar," sagte der Alte, als er sich gesetzt hatte, „ich komme wegen der 600 fl., die ich Euch geliehen habe; seht, daß Ihr das Geld anderswo auftreibt, denn ich brauch's!"

„Wie?" sagte mein Vater, „die habe ich Euch ja bei Heller und Pfennig heimgezahlt."

„Dann müßt ihr eine Quittung haben," sagte der Alte aufstehend, „denn ich hab' hier die Handschrift." — Mein Vater sagte, die Quittung sei ihm verbrannt bei dem großen Unglück; er wolle ihm noch jedes Wort sagen, das sie mit einander geredet, als er ihn ausbezahlt, und als der Christoph es nicht Rede haben will, wird mein Vater hitzig und heißt ihn einen schlechten Mann. Der aber geht zum Amtmann und klagt, schwört einen falschen Eid, und die Mühle und die Güter, die mein Vater verschrieben hatte, werden verkauft, und der Alte kauft sie selber.

„Ach das waren traurige Tage! Der Christoph fing an, ein großes Haus auf der Brandstätte zu bauen; mein Vater aber ging auf den Taglohn, und als er das erste Mal die Hacke auf die Schultern nahm, um dem Nachbar zu arbeiten, und mich weinen sah, sagte er: „Liebes Kind! hin ist's Gut, doch nicht der Muth! und Eines hab' ich aus meiner Mühle mit fort genommen, das Sprüchlein, das über der Hausthüre stand: „„Bleibe fromm und halte dich recht, denn Solchen wird es zuletzt wohl gehen!"" Der Alte hat's nicht haben wollen, sondern hat in seiner leichtfertigen Art über die Hausthüre schreiben lassen: „„Müller und Bäcker stehlen nicht, man bringt's ihnen!"" — mein Spruch aber ist mir lieber.

„Die theuren Jahre kamen und die Hungersnoth, wo ein Ei neun Kreuzer kostete, und die Menschen verhungert auf dem Felde gefunden wurden. Knapp ging's bei uns; aber der liebe Gott hat uns doch durchgeholfen. Der Christoph aber wurde ein reicher Mann. Er betrieb die Mühle, obwohl er kein gelernter Müller war; sein Sohn Sebastian aber mußte das Müllerhandwerk erlernen und sollte einst die Mühle bekommen. Dem Alten muß doch manchmal das Gewissen geschlagen haben, denn er sagte einmal zu meinem Vater, sein Sebastian habe großes Wohlgefallen an mir, und er und ich könnten vielleicht ein Pärchen werden; aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und war der Vater schlecht, war der Sohn noch schlechter, und mein Vater sagte, eher sollte Wasser und Feuer sich mengen und Wolf und Schaf beisammen wohnen, als daß ich, sein Fleisch und Blut, und des Christophs Sohn ein Paar würden.

„Der Sebastian ging in die Fremde und der Alte führte die Mühle. An einem Sonntagmorgen gingen die Räder, denn dem Alten war Sonn- und Werktag gleich; — mit einem Mal standen sie stille. Meinem Vater, der das Müllerblut noch in sich stecken hatte, fiel's auf, — da stürzt die Haushälterin aus dem Hause und schreit: „Hülfe, Hülfe!" Die Leute, die zur Kirche gehen wollten, dringen in's Haus — es war erschrecklich! Der Müller war in's Kammrad gekommen, das hatte ihn gefaßt am Kittel und hineingeleiert und zerquetscht. Den rechten Arm nur streckte er hervor, und die drei Finger dran standen stocksteif in die Höhe, wie wenn er einen Eid schwören sollte — darüber war die Mühle stillgestanden. Er that keinen Schnaufer mehr, als mein Vater ihn herausgezogen hatte.

„Gottes Mühle geht langsam, aber sie mahlt klein,“ sagte ein Nachbar, als sie den Leichnam auf den Boden gelegt hatten, und sah meinen Vater an. Als aber mein Vater später die Rede auf den Christoph brachte, und ich auch das Sprüchwort auf ihn anwenden wollte, verwies er mir's scharf und sagte: „Die Rache ist mein, Ich will vergelten!“ spricht der HErr.

„Nach Jahr und Tag nun — ich war damals schon mit meinem seligen Manne verheirathet, und mein Vater hatte kurz zuvor, nachdem er noch unsere Hände zusammengelegt, das Zeitliche gesegnet — kehrte der Sebastian heim. Er war sieben Jahre ausgewesen in der Fremde und weit umher gezogen, ja wie er sagte, bis in's Mohrenland gekommen. Gutes hatte er aber nichts gelernt, sondern Feiertag und Werktag galt ihm gleich, wie seinem Vater, und wenn der Heiland sagt: „Niemand kann zwei Herren dienen!“ so traf's bei ihm ein sichtbarlich — denn allein der Goldklumpen war sein Gott!

„Eines Abends nun steh' ich unter der Hausthüre; da kommt ein Reiter die Straße heraufgeritten, aber nicht fröhlich und trotzig, sondern mit verbundenem Kopfe und scheu und ängstlich mitunter hinterwärts blickend. Als er mich stehen sieht, hält er seinen Schimmel an und sagt, er sei ein Schwede, und sie seien heute drunten im Thal mit einem kaiserlichen Haufen zusammengetroffen und geschlagen und zersprengt worden. Nun sei er von den Seinigen abgekommen, über den Wald her geritten, und weil er gewußt, daß das hiesige Dorf seines Glaubens sei, hab' er sich hieher gewendet. Er sei verwundet und todtmüde; wir möchten ihm und seinem Gaul Quartier geben, morgen wolle er dann das Thal hinaufreiten, wo

er die Seinigen wieder zu treffen hoffe. Ich erwiederte, daß wir arme Leute seien und nur einen Geisstall hätten, er möge sich wo anders nach einer Unterkunft umthun, die ihm Jeder gewiß gerne gäbe; aber er meinte, das seien Ausflüchte, sagte, er sei guter Leute Kind und führe genug Geld bei sich, um es uns zu belohnen. Aber es war, wie ich ihm gesagt hatte, und so mußte ich ihn weiter weisen. Als ich so dem Reiter den letzten Bescheid gegeben, sah ich den Sebastian aus seinem Stallfenster herauslugen, und seine Augen funkelten, wie einer wilden Katze. Als er sich von mir bemerkt sah, zog er sich schnell zurück; der Reiter aber, welcher mittlerweile, traurig über meinen abschlägigen Bescheid, sein Pferd gewandt hatte, war kaum an sein Haus gekommen, so sah ich den Müller aus dem Hofe treten und dem Reiter zuwinken. Sie sprachen ein wenig mit einander, dann stieg der Schwede ab und zog sein Pferd in des Müllers Stall.

Als ich dieß so mit ansah, reute mich's, daß ich den Schweden weggewiesen und ihn nicht zu meinem Schwiegervater geführt hatte, der uns gegenüber wohnte. Er war noch ein ganz junges Blut, trug einen feinen, schönen Rock und eine Halskrause, so weiß und sauber, als wäre sie erst von der Wäscherin gekommen, und ich mußte denken, daß er im fernen Schwedenland vielleicht eine Mutter habe, die ihn liebe, wie ich meinen Johannes, die auch um ihn in schweren Sorgen stehe und vielleicht alle Tage Gott anrufe, daß er ihr Kind draußen in der Fremde und in der Kriegsgefahr gute Menschen finden lasse. Dazu fiel mir des Apostels Wort ein: „Herberget gerne!" — aber es war nun zu spät.

In der Nacht ward's Lärm — Schüsse fielen, und

ein paar Schweden jagten durch's Dorf, verfolgt von einem Haufen Kaiserlicher. In den Gassen des Dorfes waren jene ihren Verfolgern aus dem Gesicht gekommen, und diese schlugen nun an die Fenster der Leute und wollten wissen, was die Schweden für einen Weg eingeschlagen hätten. Ueberall wurden Lichter angezündet, und als sie an unserem Hause auch anfragten, sagte mein Mann, die Schweden seien im Augenblick zum obern Thor hinaus, worauf ihre Verfolger eilends ihnen nachjagten. Mein Mann lief auf die Gasse, wo alle Leute auf den Beinen waren; ich aber schaute durch's Fenster. Da dachte ich an den Schweden, der bei dem Sebastian sich geborgen, ob er doch nicht den Feinden in die Hände fallen werde. Es war stille geblieben im Müllersstall; nach einer Weile aber gieng die Thüre und es schimmerte ein Licht aus dem Stallfenster; dann hört' ich einen schweren Schlag und einen Schrei, und ein Pferd ausschlagen wie wüthend, und bald darauf sah ich deutlich den Müller, wie er, ein Holzbeil in der Hand und unter dem Arm den Mantelsack des Schweden, aus dem Stall hinausschlüpfte. Er war in seinem grauen Müllermantel und hatte große Eile.

Ich zitterte an Armen und Beinen, und wünschte, daß mein Mann da wäre. Bald hörte ich die Stallthüre drüben wieder aufgehen; dießmal aber war kein Licht im Stalle. Dann war's, als wenn etwas Schweres hinausgeschleift würde, und die Thüre wurde leise zugedrückt. Nach einer Viertelstunde gieng die Thüre noch einmal; der Müller kam wieder in seinem Mantel und mit einem Licht und wollte das Pferd des Schweden satteln; aber der Schimmel litt es nicht, sondern tobte und schlug wie unsinnig um sich. Da machte er

das Pferd endlich los und zog es zur Stallthüre hinaus, und bald hörte ich es auf der Straße und durch's Thor traben. Mein Mann kam nach Hause, und es ahnte uns nichts Gutes, doch hatte keines das Herz, seine Meinung grade heraus zu sagen; ich aber hätte Alles darum gegeben, wenn ich den Schweden nicht hätte ziehen lassen, und konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Als ich am Morgen aufstand, fiel mein erster Blick auf den Sebastian, der durch's Stallfenster herüber auf unser Haus lugte. Als er sah, daß ich ihn bemerkte, bot er mir einen guten Morgen und sagte: „Heut' Nacht ist's wieder einmal gut hergegangen! Habt Ihr denn auch den Lärmen gehört?"

„Ja wohl!" sagte ich; „aber was ist denn aus dem Schweden geworden, der gestern bei Euch Quartier genommen?"

„Ach," sagte er, „das ist noch ein verzagtes Hühnchen gewesen: ich habe gleich nach ihm gesehen und hieß ihn nur ruhig bleiben; aber er ließ sich nicht halten. Er wußte sich vor Angst gar nicht zu helfen, der arme Teufel! Ich mußte ihm selber das Pferd satteln und ihn darauf heben. Habt Ihr's nicht gesehen, daß ich heute mit dem Licht bei ihm im Stalle war?"

„Ja! ich hab's gesehen, Alles von Anfang bis zu Ende, — großer, barmherziger Gott! es wird ihm doch kein Leid's geschehen seyn?"

„Meint Ihr, ich hätt' ihm ein's gethan? Da könnte man für seine Gutthat noch in Ungelegenheit kommen. Ich hab's gut mit ihm gemeint! Wär' er nur da geblieben, es hat kein Mensch nach ihm gefragt. Ich will doch sehen, wer mir etwas anhaben will!"

Als er so aufbegehrt, hör' ich einen Hufschlag, und

ein Pferd trabt um die Ecke, ungesattelt und ungezäumt, — ich kannte es sogleich, es war der Schimmel des Schweden. Das Thier schaute mich an, und, wie mich däuchte, mit so traurigen Augen, als wollt' es mir einen Vorwurf machen. Dann dreht's den Kopf auf das Stallfenster, bleibt stehen und sieht starr dem Müller in die Augen.

„Seht das Thier an, Sebastian!“ sagte ich; „meint man nicht, es wolle etwas sagen?“ Der aber stieß einen Schrei aus und verblaßte, und schnappte ordentlich nach Luft; dann zog er den Kopf eilends zurück. Als das Pferd stehen blieb wie angenagelt, kam er nach einiger Zeit mit der Peitsche, faßte es und führte es in den Stall.

Am Abend dieses Tages geht mein Mann mit Anderen an die Lehmgrube — ach du großer Gott! da liegt der arme Schwede drin, todt, mit eingeschlagenem Schädel. Sie holten ihn herauf und trugen ihn in's Dorf, bis vor des Müllers Thür, der schon Licht hatte. Dann klopft mein Mann an das Fenster, und wie der Müller heraussieht, sagt er: „Nachbar, der Schwed' ist da und will sein Pferd holen!“ Da hättet ihr den Sebastian sehen sollen! Es schüttelte ihn am ganzen Körper, und er sagte, sie sollen keine Narrendinge treiben! Als er aber herauskam und den Leichnam sah, meinte er, er sei im Fliehen von den Kaiserlichen überholt und erschlagen worden. Mein Mann aber schüttelte den Kopf und sagte: warum sie ihn dann in die Lehmgrube geworfen, die liege ja ganz abseits vom Wege hinter seiner Mühle, und seien weit und breit keine Pferdspuren zu sehen gewesen.

„Was weiß ich?“ schrie der Müller; „mein Gewissen ist frei! Ihr werdet mich doch nicht zum Mörder machen wollen?“ —

Es war damals eine böse Zeit im Land; das Schwert der Obrigkeit war stumpf, und Recht und Gesetz galten so viel wie nichts; und so ward der Schwede begraben ohne viel Nachfragens, obgleich alle Leute der Meinung waren, er sei von dem Müller ermordet worden wegen des Geldes, das er bei sich führte; — ich aber und mein Mann wußten es gewiß.

Nun soll man zwar ein Thier nicht zu einem Menschen vergleichen; aber es ist seltsam, wie ein Thier manchmal einen wahren Menschenverstand haben kann. Der Müller behielt den Schwedenschimmel, weil es ein schönes stolzes Thier war, und kein Mensch nach ihm fragte, und spannte es vor den Karren. Das ließ sich das Thier gewöhnlich willig gefallen; manchmal aber war es wie toll, schlug und biß nach dem Müller, wenn er ihm nur nahe kam, als wenn es ihn umbringen wollte. Einmal wollte der Müller es einspannen, als ich grade unter meiner Thüre stand. Das Thier befiel, als er aus dem Hause trat, wieder seine Tollheit; es tobte und schlug wider die Waage, daß es ein Grausen war. Der Müller aber hatte seinen grauen Mantel an, war auch wüthend, schlug ihm mit einem Prügel über den Kopf und brüllte: „Du Rabenvieh, ich will dir weisen!“

„Hört doch auf, Vater,“ rief seine Tochter; „ich kann's nicht mehr mit ansehen. Zieht eben den Mantel aus; Ihr wißt doch, daß es allemal toll wird, wenn es ihn ansieht, — sonst ist's ja wie ein Lamm. Möcht' ich doch wissen, warum das Thier den grauen Mantel nicht leiden kann!“ — Jetzt gieng mir ein Licht auf! Ach du armes Lieschen, ich wußt' es wohl!

Nun zog der Müller den Mantel aus — und siehe! wirklich, das Thier war wie ein Lamm, zitterte und

seufzte von den empfangenen Schlägen, daß mich's erbarmte, und zog willig den Wagen an.

Vielleicht zwölf Jahre waren seitdem verflossen, da sind wir um die Aerntezeit auf unserem Acker am Wirbel, grade dort, wo es die Höhe hinuntergeht. Es war ein schwüler Tag, und rückwärts über dem Dorf stand ein Gewitter. Da kommt vom Dorf her der Müller gefahren mit seinem Karren, um den Leuten drüben ihr Mehl hinüberzufahren. Wie er an uns vorbeikommt, bietet er die Zeit und sagt: „Es wird bald ein Gewitter geben; über dem Dorf ist's schon ganz schwarz;" und wie wir uns umsehen, hängt's schwer am Himmel, und es donnert und blitzt. Wie der Müller dahin kommt, wo's bergab geht, hält er seinen Wagen an und steigt ab, um den Hemmschuh einzulegen. Es fängt an zu regnen und gießt wie mit Kübeln. Da holt der Müller unter den Säcken seinen grauen Mantel hervor, hängt ihn um und treibt das Pferd, daß es wieder anziehe. Kaum erblickt ihn das Thier in dem Mantel, wird's toll, schreit ordentlich vor Wuth, schlägt aus und trifft ihn vor den Kopf, daß er umstürzt und vor den Wagen fällt. Dann zieht's den Wagen an und reißt aus. Der Müller wird vor dem Rade hergeschleift, ruft um Hülfe und will sich hervorarbeiten; aber es gelingt ihm nicht. Ein Stein liegt im Wege; da bleibt er liegen; der Wagen geht ihm über die Brust, und als wir herzukamen — war er todt.

Wie's weiter gegangen, wißt ihr. Seine Tochter hat den reichen Endres geheirathet; aber es ist kein Glück und kein Segen in der Mühle gewesen, dieweil unrecht Gut nicht an den dritten Erben kommen darf; und was sie löffelweise gewonnen, ist scheffelweise wieder zerron-

nen, bis vor sechs Jahren der Franzos die Mühle, die der alte Christoph gebaut, wieder abgebrannt hat, und seine Erben gestorben oder verdorben sind, und das Lieschen auch gestorben ist an einem gebrochenen Herzen. Das ist die Geschichte! — Ach, man erlebt viel, wenn man so in die Jahre kommt!

Nun hat der Franz die Mühle gekauft und will mit der Kathrine sein Glück darauf versuchen. Und weil ich's ihnen wohl gönne, wenn Glück und Segen wieder einziehen in dem Hause, hat er die Mühle just wieder so bauen müssen, wie sie zu meines Vaters Zeiten gewesen ist. Und wenn ihr nun nächsten Donnerstag euren Ehrentag feiert und aus der Kirche kommt und in euer neues Haus einzieht, schaut den Spruch an, der über der Thüre steht, und vergeßt ihn nimmer und nimmer:

„Bleibe fromm und halte dich recht, denn
Solchen wird es zuletzt wohl gehen!" —

Während die Alte also erzählte, war der Franz mittlerweile unbemerkt von ihr in die Stube getreten, und als sie geschlossen hatte, nahm er die Kathrine bei der Hand, trat vor die Alte und sprach: „Amen! so sei's, Urgroßmutter, denn ich und mein Haus wollen dem HErrn dienen!"

III.

Das Christkindlein.

Es ist wunderbar, wie unser Herrgott manchmal einem Menschen eine Todesahnung in's Herz gibt und hernach sie wirklich in Erfüllung gehen läßt.

Seit dem Jahre 1573 haben die Eschauer ihren Gottesacker, der ursprünglich die Kirche umgab, von da hinweg und hinaus vor das Dorf auf den Berg verlegt. Warum sie's gethan, — ob der bisherige Gottesacker zu klein geworden, oder ob man schon vor dreihundert Jahren es für ungesund gehalten, den Gottesacker im Ort zu haben, oder ob sie vielleicht gemeint, da draußen auf dem Berg, neben dem stillen schweigenden Wald, von dessen Höhen alljährlich im Frühling ein Wasserstrom in's Thal herabrauscht, zu verkünden, daß droben der Schnee schmilzt, und der Winter bald aus ist, sei der Ruheplatz besser gewählt für die, welche des großen Ostermorgens und ewigen Frühlings harren, als unter den Gassen des Dorfes, oder ob sie den trauernden Hinterbliebenen eine Andeutung geben wollten, die Todten seien dem Himmel bereits näher, als die Lebenden, oder ob sie irgend einen andern Grund hatten, — wer will das heutzutage noch sagen? — seit aber der Gottesacker auf dem Berg vor dem Dorf ist, geht der Todtenweg durch die sogenannte „Vorstadt", am Ende derselben den Berg hinan, dann aufwärts unter den Birn- und

Apfelbäumen hin durch das altergraue Thor des Gottesackers zum Grabe, — wo des Todtenweges Ziel ist.

Durch die sogenannte „Vorstadt" nun ging am 11. Dec. des Jahres 1738 ein Mann, der manches Jahr jeder Leiche das Geleite bis zum Gottesacker und den Segen des Herrn mit in's Grab gegeben hatte, der Pfarrer des Dorfes, Georg Christoph Gerner.

Es war früh am Tage, und die Leute schliefen noch, und als er den Weg hinabging in der ersten Morgendämmerung muß ihm eingefallen sein, daß der Weg der „Todtenweg" sei. Denn als er an das große hölzerne Hofthor kommt, das oberhalb des jetzigen Hirschwirthshauses ist, steht er mit einem Male still, sieht sorgsam sich um, ob Niemand ihn bemerke, zieht dann ein Stückchen Kreide aus der Tasche und fängt an, an's Thor zu schreiben. Als er geschrieben, geht er seines Weges weiter, wie er meint, gesehen von Keinem.

Aber der Meister Schuster gegenüber war just aufgestanden und hatte die Scheiben gewischt und durch's Fenster hindurch den Pfarrer stehen und schreiben gesehen, und als dieser das Brücklein über den Bach überschritten hat und nicht mehr zu sehen ist, geht der Schuster aus seinem Hause herüber an's Thor, zu sehen, was sein Pfarrer dahin geschrieben. Da liest er in großen Buchstaben:

„Hier trägt man die Todten vorbei,
Wer weiß, wer zunächst an der Reihe sei?" —

Das wußte nun freilich in dem Augenblick der Schuster auch nicht, — nach fünf Tagen, nämlich am 16. Dec., wußte er's. Die Worte standen noch am Thor, lesbar für Jedermann, und vorbei — trug man den, welcher sie geschrieben.

Es war der alte Pfarer schnell und unvermuthet an

einem Schlagfluß verschieden, und war ihm nur so viel Zeit noch geblieben, Weib und Kinder zu segnen, seinen Leichentext zu wählen, und das Mahl seines Erlösers von einem schnell herbeigerufenen Amtsbruder sich reichen zu lassen, dann war „die Reihe an ihn gekommen" sich hinaustragen und in sein enges Haus auf dem Gottesacker sich zur Ruhe legen zu lassen, — ein müder Hirte unter seiner schlafenden Heerde.

„Er hält seinen Christtag im Himmel!" sagte ein Bauersmann auf dem Heimweg vom Gottesacker zu der Pfarrerin und ihrem Häuflein Kinder, um ihnen einen Trost zu geben, „es war ein gottesfürchtiger, lieber Herr! Gott tröst' ihn!" — „Er wird leuchten, wie des Himmels Glanz", sagte der alte Präceptor, „denn er hat Viele zur Gerechtigkeit gewiesen."

„'S ist ihm wohl!" sagte eine Nachbarsfrau, aber der Pfarrerin und ihren Kindern war's nicht wohl und dem kleinen Andres, obwohl er nicht zu der Pfarrersfamilie gehörte, und dem Vetter Weigand in Michelstadt — auch nicht, als er die Todesnachricht empfangen hatte.

Der Andres nämlich war voriges Jahr um diese Zeit auf einer Bettelfahrt mit seiner Mutter in's Dorf gekommen, und seine Mutter war krank geworden und im Hirtenhause gestorben gerade am heiligen Abend, und als ein Paar Stunden darnach im Pfarrhause die Christbescheerung anging, wartete die Pfarrerin voller Neugierde auf ihr „Christkindlein", — denn der selige Pfarrer hatte ihr was ganz Besonders versprochen. Und als nun der Pfarrer und die Pfarrerin und der alte Präceptor und die Kinder und der Knecht und die Magd gesungen

hatten: „Vom Himmel hoch da komm ich her!" und zur Thüre der Weihnachtsbaum mit den Honigkuchen und Aepfeln und vergoldeten Nüssen hereingebracht wurde, kam hinter dem Weihnachtsbaum der kleine Andres daher, und der Pfarrer nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu seiner Ehehälfte und sagte: „das ist dein Christkindlein!" und als die Pfarrerin einen Schrecken bekommen und große Augen machen wollte, sagte er: „Wir haben zu lang schon gebetet: „„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!"" um, wenn er kommen wollte, ihm die Thüre zu weisen, und heute würden wir es wohl am Allerwenigsten thun; hier aber kommt er, denn er spricht: „„Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf!"" — — Darauf gab sich die Pfarrerin zufrieden, wusch, säuberte und kleidete den kleinen Andres und am Tische, wo die acht eigenen Kinder saßen, war gerade noch ein Platz für das neunte übrig, das Christkindlein, und manch frommes, gutes Wort fiel auch noch ab für das verwahrloste hergelaufene Bettelbüblein, und so war das Kind im Hause geblieben, und war ihm wohl gewesen.

Aber jetzt? — Jetzt war der gute Pfarrer todt, und seine ganze Hinterlassenschaft waren gewesen viel große Bücher und viel kleine Kinder, und der Schwiegervater hatte gemeint, „seiner Tochter, der Pfarrerin und ihrer Kinder wolle er sich wohl nach Kräften annehmen, das fremde Kind aber müsse nun anderwärts nach barmherzigen Menschen suchen, und auf den Weg könne er Nichts ihm mitgeben, als ein „helf' dir Gott!" und im Grund sei's eigentlich besser gewesen, wenn der Pfarrer schon damals mit dem Kind es so gehalten, als dessen Mutter gestorben: da wär' es doch nicht der guten

Tage gewohnt worden und müßte nicht erst wieder lernen Bettelbrod essen, — denn das sei leichter vergessen, als wieder gelernt.“ — Der Andres hatte den Bescheid mit angehört, als sie seinen Pflegevater eben auf's Stroh gelegt hatten, und der Schwiegervater gekommen war, die Hinterbliebenen zu trösten, und drum war's ihm nicht wohl, sondern gar eng und weh und weich um's Herz.

Der Vetter Weigand in Michelstadt war auch sehr traurig, aber aus einem anderen Grund. Am heiligen Abend vor dem Christtag des verflossenen Jahres hatte er von dem seligen Pfarrer Gerner einen schönen Brief bekommen, und als er jetzt die Todesnachricht erhielt, suchte er den Brief hervor und las ihn wieder. Er lautete:

„Eschau am Tag vor dem h. Christtag 1737.“

„Insonderheit geliebter Herr Vetter!“

„Wie seit dem Ableben unsrer alten Baase Haagin „ein Streithandel sich zwischen uns erhoben und selbiger „durch hoher Obrigkeit Spruch für mich einen guten „Ausgang gewonnen, desgleichen wie seitdem Haß und „Mißtrauen viel mehr, denn brüderliche Lieb und Treue „zwischen uns beiden bestanden, ist Ihm wohl kund und „bewußt, gleichwie auch mir.

„Sei Ihm nun aber auch das kund und zu wissen, „wie heute vor 1737 Jahren der Herr Christus ist ge„boren worden, ein Seligmacher für Ihn und für mich, „und daß die lieben Engelein, so damalen auch auf die „Erde kommen, nicht der Meinung gewesen, als ob Er „und ich, des Herrn Erlöste, mit einander hadern soll„ten und Streithändel einander nachtragen, sondern sie „haben gesungen: Fried' auf Erden! Lieber, laß nicht

„länger Zank sein zwischen mir und dir, denn wir sind „Gebrüder, — Gebrüder in Christo Jesu! Es wird uns „nicht fein anstehen, wenn wir heut oder morgen dem „HErrn ein Loblied singen, der uns geliebet und zu uns „gekommen ist, da wir seine Feinde waren, und wollen „doch einander nicht von Herzen lieben und vergeben, „gleichwie Er uns geliebet und vergeben hat. Wir wissen „auch nicht, ob nicht etwa der Heiland in dem kommenden „Jahre den einen oder den andern gehen heißt aus diesem „Jammerthal, und wo wir alsdann einen seligen Gang „zu thun vermeinen, so wissen wir, daß wir darnach zu„sammen seyn und mit lautem Schalle aus Einem Munde „Ihn loben werden. Aber so wir's nicht jetzt schon thun „wollen, wird der Herr einst unser Loblied auch nicht „mögen. Bitt' also Ihn, Herr Vetter, herzlich um Ver„gebung über alles, so ich wissentlich oder unwissentlich „gegen Ihn gefehlt in Werken, Worten und Gedanken „um Deßwillen, der heute geboren ist ein Friedefürst. Ist „jemalen ein arger Gedanke und falsche Ader in mir ge„wesen, so weiß ich's nicht, daß jetzt dem nicht so ist, „ist Gott bekannt; versehe mich's also in christlicher Lieb' „und Treue, daß Er mein Bitten nicht versagen, sondern „freundliche Erwiederung thun wird.

„Grüß Er mir auch sein liebes Söhnlein Christoph. „Der getreue Gott wolle Ihm diesen Seiner Augen „Trost und Freude gnädiglich erhalten und ein fein, „fromm und verständig Kind aus ihm machen, daß er „zunehme, wie an Weisheit, so an Gnade bei Gott und „den Menschen. Verbleibe also mit Erbietung aller „freundlichen Dienste

Sein getreuer Vetter
M. Georg Christoph Gerner.

Die Augen wurden ihm naß, als er das Brieflein las. — Ach voriges Jahr, als er den Brief empfing, waren sie ihm nicht naß geworden. Damals lebte noch sein Christoph, sein einziges Kind, das der Pfarrer so freundlich hatte grüßen lassen, und statt 12,000 fl. hatte der Christoph nur 11,000 zu erwarten, seit der Pfarrer den Prozeß ihm abgewonnen, und das hatte er diesem nicht vergeben können und hatte seinen Brief ihm ohne Erwiederung gelassen. Vor neun Monaten aber, in der Blatternzeit, hatte der Tod einen Gang durch's Land gemacht und einmal recht nothwendig gehabt, zumal im Odenwald, und in vielen Häusern eine Bestellung ausgerichtet, und im Haus des Vetters Weigand hatte er auch an die große Thüre geklopft, und sechs Tage und sechs Nächte lang hatten sie den kleinen Christoph gepflegt und bewacht, aber am siebenten Tage hatte er fortgemußt mit dem finsteren Boten troß Jammern, Händeringen und Beten. Seitdem war des Vetters Herz sehr weich geworden, — und die harten Thaler lagen ihm jetzt nicht halb so sehr mehr an, als ehedem, und daß er je einen Streit gehabt darüber mit dem alten Pfarrer war ihm leid, und daß er die Hand, die dieser, sein alter Freund, ihm dargereicht Frieden zu schließen, nicht mit beiden Händen ergriffen, und daß es jetzt zu spät dafür war, das wollte ihm schier das Herz abdrücken.

Wie es nun am 24. Dec. ein gar so heller und schöner Tag ist, und die Luft so frisch und der Weg so hart gefroren, denkt er: „Ich will einen Gang hinüber nach Eschau thun in's Trauerhaus; dann werden die Leute sagen: „„der Vetter will wieder Freundschaft halten mit ihnen!““ und der verlassenen Frau und den ver-

waisten Kindern wird's wohl thun." — Nachdem er den blautuchenen Rock sauber gebürstet und den Dreiecker aufgesetzt und den langen Stab in die Hand genommen, macht er sich auf den Weg, und es raumt ihm heut ganz besonders, und als er durch die Tannen gekommen und am Neuhof stand, und das Dorf mit dem geschieferten Kirchthurm vor ihm lag, war's noch heller Tag. Er sah das Pfarrhaus, wie es sich hoch aus dem blätterlosen Haag emporhob, — manch gute Stunde hatte er dort genossen, als er mit dem Pfarrer noch gut Freund gewesen, er sah den Gottesacker drüben auf dem Berg unter dem Wald liegen mit der grauen Mauer und dem alten einsamen Thorhäuschen, — dort lag ein Mann begraben unter der kalten Erde, der gern im Frieden von ihm geschieden, und aber er hatte nicht gethan nach dem Wort: „Sei willfährig deinem Widersacher bald, dieweil du noch mit ihm auf dem Wege bist!"

Wie er so dasteht in Gedanken, hört er einen Schritt nahen: ein Büblein kommt den Pfad herauf, ein Bündlein in der Hand, und scheint ihn nicht zu bemerken, — denn es bleibt von Zeit zu Zeit stehen und schaut auf das Dorf zurück, und wenn es dann wieder zum Weitergehen sich anschickt, fährts mit dem Aermel über die Augen und weint jedesmal bitterlich.

„Wohin Büblein?" sagte der Vetter, „wem stehst du zu und warum weinst du so?" — Das Büblein erschrickt, als es mit einem Male angerufen wird, wie es aber den Fragenden angesehen hat, faßt sich's wieder und spricht: „Ich bin der Andres! Warum ich so weine, das weiß ich, wem ich aber zustehe und wohin ich gehe, — das weiß ich nicht. Heut' ist's gerade ein Jahr, da hat mich der Pfarrer da drunten in sein

Haus aufgenommen, als ein armes Bettelkind. In der vorigen Woche ist er gestorben, und heute bin ich wieder ein Bettelkind. Die Bissen sind schmal geworden im Pfarrhaus, die Frau hat selber Kinder genug und kann mich nicht mehr behalten, — so bin ich heut fortgegangen. Es ist mir wehe geschehen und ihnen auch, als sie mir das Bündlein schnürten, — aber es konnte nicht anders seyn, und nun geht mein Weg in die weite Welt. Seht, darum möcht ich mir die Augen aus dem Kopf weinen!"

„„So, so? „sagte der Vetter," der verstorbene Pfarrer hat dich angenommen gehabt und bist bei ihm gewesen ein ganzes Jahr?""

„Ja, der verstorbene Pfarrer! — und hat mich gar so lieb gehabt, und wenn die Andern mich das Bettelkind heißen wollten, hat er mich sein Christkindlein genannt, weil mich der liebe Heiland ihm am Abend vor Christtag bescheert habe. Jetzt ist das aber Alles aus!" —

Das Büblein wischte wieder die Augen und wollte weiter, — der Vetter hatte sich auf seinen Stab gestützt und sah vor sich hin und sagte wie in Gedanken: „hm! hm!"

Unten im Dorf schlug's vier Uhr, und eben begannen sie das Fest einzuläuten. Die große Glocke schlug an mit ihrem tiefen Ton, und dem Vetter war es, als ob jeder der schweren Schläge ihm an's Herz schlüge, — er mußte hinauf sehen nach dem Gottesacker, und wieder wurden ihm die Augen naß. Dann begann die mittlere Glocke und setzte das Geläute fort in helleren und rascheren Tönen, — des Vetters Auge fiel auf den kleinen Andres, der bei dem Läuten seinen Hut abgezogen und die Hände zusammengelegt hatte, zu beten, — der Vetter fing an etwas zu merken! und als endlich die

drei Glocken mit einander angezogen wurden, und ihr dreifacher Klang so schön und harmonisch, so hehr und so ernst, und doch auch so lieblich und wohlthuend heraufdrang, da war ihm ein Licht aufgegangen, — es kam ihm vor, als stünde der alte Pfarrer da und schaute dem Büblein nach, wie es in die weite Welt zog, und dann sei der Heiland auch da, dessen Geburtsfest eingeläutet ward, und hielt das Büblein bei der Hand, ihm einen Pflegevater suchen zu helfen, und spräche zu ihm, dem Vetter: „Jetzt sollst du es nehmen!" und dann schauten alle drei, der Heiland, der Pfarrer und das Büblein ihn an, was er sagen werde: „Ja oder Nein?"

„Geh' wieder mit mir, Andres, hinunter in's Dorf!" sagte er mit weicher Stimme. Der Knabe sah ihn fragend an, als er aber wiederholte: „komm nur, komm' mit!" ließ er sich's nicht zweimal sagen, sondern ging hinter dem Vetter her, als ob's so seyn müßte.

Im Pfarrhause bedurfte es nur weniger Worte, um dem Vetter Weigand einen herzlichen Willkomm zu bereiten, — bis daß das Licht in die Stube gebracht wurde, und der Vetter sprach: „Hier bring ich euch auch euer Christkindlein wieder!" Die kleinen Kinder zwar jubelten hell auf, aber die Pfarrerin sah ihn ernst und unruhig an. — „Ich weiß Alles," sagte der Vetter, „Ihr habt Euch Euren Gotteslohn an dem Knaben schon verdient, ich aber möcht's auch, so will ich für das Kind sorgen von nun an und Geld und gute Worte nicht sparen, daß der Vogel wieder sein Haus finde, und die Schwalbe ihr Nest."

Da ging ein freundliches Lächeln über die trüben kummervollen Züge der Pfarrerin und sie sprach: „Gott lohn's Euch, Vetter! das Büblein ist uns sehr lieb ge-

worden, und mein seliger Mann wird's Euch im Himmel danken: er hat sich noch im Sterben gesorgt um seinetwillen!"

„„Das ist das erste Zeichen, daran ihr erkennt, wie an dem seligen Pfarrer der HErr das Wort wahr machen will: „Das Andenken der Gerechten bleibet im Segen!"" sagte der alte Präceptor, der wohlmeinend auch zu diesem Christabend sich eingefunden. „„Ihr werdet's noch öfter erfahren, — auch an Euern eigenen Kindern!""

Er hatte Recht! — des Pfarrers hinterlassene Kinder wuchsen heran und geriethen alle wohl, und wo sie eines Freundes bedurften, ward er gefunden, und wo Noth kam, stellte die Hülfe sich auch ein, und die Töchter wurden wackere Frauen, und die Söhne tüchtige Männer, und alle waren zu einer ehrlichen Versorgung und zu einem guten Brode gekommen, ehe die Pfarrerin selber noch recht wußte, wie es eigentlich zugegangen. Der Vetter fragte häufig nach seinem Pflegkind, und man hörte, daß er unter der Hand bald da bald dort einen Acker auffkaufte, wie grad einer feil wurde. Endlich hatte er ein ganzes Gütlein zusammengebracht, das seinen Mann nähren konnte, und als er starb, schenkte er's dem Andres, der unter der Zeit auch heran gewachsen war. Der Andres hat auf das Gut geheirathet, seine Familie ist aber heutzutage ausgestorben. Seitdem ist das Gut wieder zertheilt und ackerweise an vielerlei Herren gekommen, aber bis auf den heutigen Tag heißen noch die einzelnen Aecker, die das Gut damals bildeten und durch die ganze Gemarkung hin zerstreut liegen — die Weigandsäcker!"

Wie hast Du bisher Dein Weihnachtsfest gefeiert, lieber Leser?

Hat die Liebe des HErrn Dir das Herz auch zur Liebe gestimmt, und hast Du Deine Weihnachtsfreude erwiesen im Geben und Vergeben, wie der alte Pfarrer, so ists gut. Wärst Du damit noch im Rückstand, ist's schlimm, — Eines aber wäre noch schlimmer: im Rückstand damit zu bleiben! — In diesem Fall ließe von dem Vetter aus dem Odenwald sich auch etwas lernen! —

IV.

Eine Spinnstube.

Der Leser erinnert sich noch der Kathrine, die an dem Abend, an welchem die Mühle ihres Verlobten ausgebaut worden war, in einer so fröhlichen und lachlustigen Stimmung ihrem baldigen Hochzeitstage entgegensah. Wir wollen ihr einen Besuch abstatten in der Mühle, in der sie ihr Hausfrauenamt angetreten und an der Seite ihres Gatten, als ein getreues Weib, Freud' und Leid mit ihm getragen hatte.

Wirst du sie noch kennen, lieber Leser?

Es wird sich freilich fragen! Ach! die Zeit geht so schnell dahin, und hat doch einen so schweren Fuß, und hinterläßt so tiefe, merkliche Spuren; und wer ihren Gang eine Weile hat mit ansehen dürfen, wird selber alt darüber und müde und ändert sich, daß er kaum mehr zum Kennen ist. Fünfzig Jahre sind vorüber, seit wir die Kathrine als das leichtfüßige, blühende Mädchen gekannt haben. Seitdem hat sich ihr schlanker Nacken gekrümmt, und ihr braunes Haar ist weiß geworden, und ihr Sinn viel ernster. Ihr Franz, mit dem sie damals im Brautkranz in's Gotteshaus gegangen, und nachher noch viele Jahre in der züchtigen Kirchenhaube, geht nicht mehr den Kirchenweg hinauf, und sein Platz im Gotteshaus, den er in seinem grauen Rock allsonntäglich aus-

gefüllt hat, ist jetzt von einem Andern eingenommen; und der Kathrine werden die Augen naß, so oft sie hinaufschaut.

Sie haben den Spruch, den ihnen die alte Großmutter über die Hausthüre hatte schreiben lassen: „Bleibe fromm und halte dich recht, denn Solchen wird es zuletzt wohl gehen!“ getreulich im Herzen behalten. Sie haben in der Furcht des HErrn, in Fried' und Einigkeit, vierzig Jahre mit einander gehaust, und haben an ihren sechs gesunden und wohlgerathenen Kindern und an dem Segen des HErrn, der reichlich wieder in der Mühle eingekehrt war, sich gefreut; dann hat der Müller sich auf sein Sterbebett gelegt und nach drei Tagen bereits gesagt: „Dem Bächlein meines Lebens ist die Quelle vertrocknet; das letzte Wasser treibt die Mühle, und morgen wird das Rad stille stehen, gesegne Gott euch Alle!“ — und so war's. Sie hat im schwarzen Kleide ihn noch begleitet zum Gottesacker; dort hat sie von ihm scheiden und ihn allein müssen gehen lassen in's große Gotteshaus hinauf, wo mancher Platz noch besetzt und, Gott Lob! kein Platz mehr leer wird, wo die Versammelten anbeten und das „Heilig, heilig, heilig“ singen — in Ewigkeit. Wir treten ein in die Wohnstube, wo ihre im Dorf verheiratheten Kinder und die guten Freunde ihres seligen Mannes und Jünglinge und Jungfrauen aus der Nachbarschaft sich zu versammeln pflegen zur Spinnstube. In ihrem Hause wird's gehalten, wie weiland im Hause ihrer Eltern. Kein unschönes Wort darf da geredet werden; aber das Gebot der Schrift: „Freuet euch mit den Fröhlichen!“ übt sie gerne, und sieht nicht sauer und wird nicht bitter und nicht mürrisch, wo das junge Volk zuweilen mehr, als

billig, das Gebot zu vergessen scheint, mit den Weinenden zu weinen. Wohl werden die Augen ihr naß, wenn sie den Namen ihres seligen Mannes in den Mund nimmt, doch, wo die jungen Leute sich freuen in Ehren, hat sie nichts dawider, und selbst wo sie ein ernstes Wort dazwischen hineinredet, lautet's nicht wie strafend, sondern allzeit nur wie ein Liebeswort, das in ihrem Munde Jedweder an seinem rechten Ort findet.

So finden wir sie heute am 3. Dezbr. 1750 in einem besonders großen Kreise von Nachbarn und Nachbarinnen, alten und jungen. Es war die erste Spinnstube, die seit der Hochzeit ihrer jüngsten Tochter mit einem Müller aus dem Odenwald gehalten wurde. Dieser war herüber nach Eschau gezogen, und theils Theilnahme, theils Neugierde hatte die alten Stammgäste und Freunde des Hauses heute in der Spinnstube versammelt. Da war Kaspar Lämmert, der Präceptor, vor vierzig Jahren schon aus dem Odenwalde hier aufgezogen, der ihren Kindern den Katechismus gelehrt; da war der alte Schäfer, der so oft, auf der Deichsel der Schäferhütte sitzend, ihnen seine Geschichten erzählt hatte; da war der Wagner, der ihnen einen Vogelkäfig und einen Schlitten gemacht, und der alte Knecht, der sie auf die Pferde gehoben und eine Geißel ihnen gedreht, und der Hirtenhans, der ihnen im Frühjahr Huppen gemacht und Weidenpfeifen am Bach geschnitten hatte. Dem jungen Volke, den Burschen und Mädchen, merkt man's an, daß sie sich nur als geduldet ansehen, denn sie sind still und bescheiden; jene aber haben um den neuen Schwiegersohn einen großen Tisch eingenommen, führen das Wort und fühlen sich als die Ehrengäste, zumal auch die Müllerin ihnen heute den Tisch mit einer Kanne Wein, Brod

und Käse bestellt hat, während das junge Volk mit dem gefüllten Aepfelkorbe sich begnügen muß.

Heute vor 11 Jahren, nämlich am 3. Dezbr. 1739, haben wir das große Gewitter gehabt," sagte der Präceptor; „wißt Ihr noch Base? am Abend sind wir auch hier beisammen gewesen."

„Ihr habt Recht," sagte die Müllerin, „an dem heutigen Tage war's, wo sie den Hensle richteten auf der Münzplatte. Ihr habt uns noch Allerlei erzählt, wie der arme Sünder in sich gegangen, und was er Alles gesprochen auf dem Armensünderweg; und ich weiß noch wohl, wie es uns Allen durch's Herz gegangen ist."

„Ist hier schon einer gerichtet worden?" fragte der Schwiegersohn. „Ja wohl," sagte der Präceptor, „und ich sage Euch, wenn man auch nicht davon in die Bücher geschrieben hat — denn es war kein Königsmörder und Landesverräther, sondern nur ein gemeiner Dieb und Mörder —, so ist's doch, wenn man's recht betrachtet, eine merkwürdige Geschichte gewesen."

„Erzählt sie," sagte der junge Müller, „denn ich muß doch auch mit den Ortsgeschichten bekannt werden, und ich habe das lieber, als wenn man die Leute ausmacht."

„Ja wohl," sagte die Müllerin, „erzählt sie! man hört Euch so gerne zu! und wenn man auch Alles schon weiß, was Ihr erzählt, so lernt man doch immer ein Neues dabei und kann gerade so aufmerken, wie wenn man's noch niemals gehört hätte."

Der Schwiegersohn schenkte die leeren Gläser voll, und die jungen Leute rückten nun auch herbei, als sie sahen, wie der Präceptor bereitwillig der Müllerin zunickte. Er stopfte sich sein kurzes irdenes Pfeifchen, und begann:

1. Der Hensle.

„In der Nähe von Schieferstadt in der Pfalz ist vor etwa 50 Jahren ein Knäblein geboren worden. Sein Vater war nicht mehr am Leben, sondern war etwa ein halbes Jahr, bevor das Knäblein das Licht dieser Welt erblickte, in Fuld von unten nach oben durch das Rad justificirt worden, und seine Mutter hatte mit der übrigen Bande das Fulder Land verlassen und an den Rhein sich begeben, weil man da wegen des Krieges mit den Franzosen ihr und ihresgleichen nicht so scharf auf der Ferse seyn konnte. Geboren wurde das Knäblein unter der Hecke im Wald, während die Weiber das Abendessen kochten in dem kupfernen Kessel, und die Männer auf der Wache standen von wegen des Streifzugs, den die Schieferstädter unternommen. Nach drei Tagen ward's in einem einsamen Dorfe getauft und ihm von seinen Pathen, der Name „Johannes" gegeben; unter der Bande aber hieß es der „Hensle". Von seinem ersten Tage an hat's gestohlen Brod essen müssen, und an den Kleidern, die das Kind wärmten, haben viele Leute Theil gehabt; und als es heranwuchs, war es schlau und scheu, wie ein junger Fuchs; und wo es mit seiner Mutter und den andern Freunden in ein Dorf kam, waren die Kinder hinter ihm her, wie die Vögel hinter der Nachteule, die aus ihrem Winkel aufgestöbert worden ist; und wenn Einer gemeint hätte, dieß Büblein werde ein Spitzbube werden und werde leben und sterben, wie sein Vater, so hätte er, sollte man meinen, nicht weit vom Ziele getroffen.

In demselben Jahre hat Gott auch dem Hans Wunderlich, dem Hofbauern in der Unteraulen-

bach, ein Söhnlein bescheert. Ihr habt ihn noch gekannt, Schäfer, und Ihr auch, Meister Wagner, — es war ein gottesfürchtiger, rechtschaffener Mann und hatte etwas vor sich gebracht und war wohlgelitten bei allen Menschen. Er hat eine große Kindtaufe gehalten zu Ehren seines erstgebornen Sohnes Adam, den der Großvater aus der Taufe hob; und der Pfarrer und der Amtmann sind auch dabei gewesen. Hernach hat er den Knaben fleißig zur Kirche und Schule gehalten, und er und sein Weib sind ihm mit gutem Beispiel vorangegangen, und in seinem ganzen Leben hat das Kind von seinen Eltern nichts Schlechtes gehört und gesehen; und wenn Einer gemeint, dasselbe müßte ein gottesfürchtiger Mensch werden und werde leben und sterben, wie sein Vater und Großvater, so hätte derselbe, sollte man meinen, auch nicht weit vom Ziele getroffen.

Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber die Menschen, sagt man im Sprüchwort. Wer hätte gedacht, das jener Hensle, unter der Hecke geboren in der Rheinfalz, und der Adam Wunderlich, des Hofbauern Sohn von Unteraulenbach, sich einst im Niederroder Wäldchen treffen und die Gerechtigkeit Gottes einander lehren sollten, — und doch ist's so gewesen. Der Adam Wunderlich ist nämlich ein Bube geworden. Wo ein Unfug auf der Gasse geübt wurde, wo man beim Weine saß, wo die Karte gemischt oder eine Geige gestrichen wurde, da war er ein Held, der Erste, der kam, und der Letzte der ging. Die Ermahnungen des Pfarrers Gerner schlug er in den Wind, und daß seinen Eltern der Jammer über ihn die Haare vor der Zeit grau machte, das lag ihm wenig an. Als er zwanzig Jahre alt geworden war, verführte er ein Mädchen, und

schwur's ab; und seitdem konnte er manchmal, besonders wenn er trunken war, in eine Wuth gerathen, als wenn er toll wäre. Einmal kommt er betrunken nach Haus, und da seine Mutter es ihm verweisen will, packt er sie und schleudert sie unter schweren Flüchen auf den Boden, daß ihr der Arm verrenkt wurde; und obwohl er darüber öffentliche Kirchenbuße thun mußte, wurde er doch nicht besser, sondern nur noch schlimmer. Eines Sonntags wird er plötzlich mit einem Mädchen aus Babenhausen ausgerufen. Die Heirath hatte er wider Willen seiner Eltern durchgesetzt, und die Leute steckten die Köpfe zusammen und sahen den alten Hofbauern an, der die Augen niederschlug: das Mädchen aber, das er verführt hatte, that einen lauten Schrei und fiel in Ohnmacht. Nach drei Wochen zog er hinüber nach Babenhausen, und einige Jahre lang hat man nichts mehr von ihm gehört; man war froh darum, denn Niemand fragte ihm nach. Sein Vater nahm seinen Namen nicht in den Mund, und seine Mutter war todt — Gram und Herzeleid hatten sie unter die Erde gebracht.

„Wer Vater oder Mutter flucht, deß Leuchte soll verlöschen mitten in der Finsterniß!" Unser HErrgott sagt's und er erfüllt's immer. Nicht immer aber sieht die Welt zu, sondern das Rabenkind allein merkt es, wie ihm die Leuchte auslöscht, und sein Tritt und Schritt in die Finsterniß geht, und es vor den Augen ihm schwarz wird und angst und bang im Herzen; manchmal aber macht Er Sein Wort wahr, so, daß man's mit Augen sehen und mit Händen greifen kann, und daß einem die beiden Ohren gellen — dann redet die Welt davon und glaubt auf einen Augenblick daran. So geschah es an dem Adam Wunderlich.

Der saß mit seinem Weibe an der Babenhäuser Kirchweih im Wirthshaus, trank und tanzte und war guter Dinge und der lauteste von Allen, wie er's in der Art hatte. Damals lag der Odenwald und der Spessart voll von allerlei nichtsnutzigem Gesindel. So treten denn auch in Babenhausen ein paar Kerle, denen man anmerkte, daß sie auf's Handwerk reisten ohne Wanderbuch, mit ihren Weibsbildern in's Wirthshaus, lassen sich zu trinken geben und fangen an zu tanzen. Die Leute lassen sie gewähren; der Adam aber macht sich an sie, begehrt auf, flucht und wettert über solche Kirchweihgäste, bis sie sich drücken. Als sie fort sind, sagen ihm Einige der Anwesende, er habe in ein böses Wespennest gestochen, und er solle wohl auf der Hut seyn, denn es sei der „Rothe" unter ihnen gewesen, der ein gefährlicher Kerl sei und nichts vergesse, was man ihm gethan habe, es sei im Guten oder im Bösen. Da wird aber der Adam noch wilder, schreit, er fürchte keinen Gott und keinen Teufel, und endlich geräth er in seine Wuth und vermißt sich, er wolle den Spitzbuben nach und ihnen ihre Frechheit erst recht eintränken. Er läßt sich auch nicht halten, sondern eilt mit einem versoffenen Barbier, den sie das kleine Konrädchen nannten, ihnen nach in's Niederroder Wäldchen.

Dort trifft er eine uralte Frau, die zu der Bande gehörte, reißt einen Ast ab und schlägt auf sie. Plötzlich tritt der „Rothe" hinter einem Baum hervor und fragt, was ihm seine Mutter gethan habe, daß er sie schlage. Der Adam schreit, er schlage sie, weil es ihm so gefalle und eben weil sie seine Mutter sei, und will fortfahren zuzuschlagen. „Hör' auf," sagte der Rothe, und hält ihm ein Pistol vor; „Menschenblut hab' ich noch keines

vergossen; aber meine Mutter lass' ich nicht schlagen, eher schieß' ich dich todt, wie einen tollen Hund!" Eben will der Adam wieder ausholen — da drückt der „Rothe" los, der Adam stürzt und die Leuchte verlöscht ihm. Sechs Jahre lang hatte der HErr ihm Zeit und Frist zur Buße gegeben, und so lange war es, daß der Adam an seiner leiblichen Mutter sich vergriffen und die Kirchenbuße hatte thun müssen; da er aber nicht in sich gieng, geschah ihm, wie die Schrift sagt: „Wer Vater und Mutter schlägt, soll des Todes sterben;" und in Trunk, Zorn und Uebermuth fuhr er dahin zur Rechenschaft mitten in seinen Sünden. Er muß im Sterben schon etwas vermerkt haben von dem, was sein wartete, denn das Konrädchen lief schreiend in den Flecken, und verschwur sich, in seinem Leben keinen Tropfen Branntwein mehr zu trinken, denn der Adam habe so erschrecklich die Augen gerollt — und er hat's gehalten bis an sein Ende.

Der Rothe war das Büblein gewesen, das vor 36 Jahren im Wald bei Schieferstadt geboren worden war, und hieß zur Stunde noch der Hensle. Seine Mutter war eine verworfene Diebin gewesen; doch wiewohl er nie in eine Schule gekommen und nie das vierte Gebot gelernt hatte, war ihm doch etwas davon in's Herz geschrieben, und er war von Gott ausersehen, den Adam Wunderlich, einer gottesfürchtigen, christlichen Mutter Kind, die Gerechtigkeit Gottes zu lehren. Nun freilich war er ein Dieb und Mörder, und die Gerechtigkeit Gottes hatte mit ihm auch ein Wörtlein zu reden — das geschah auf folgende Weise.

Den Amtmann Stockhausen habt ihr auch noch gekannt. Er ist damals in Aschaffenburg eines jählingen

Todes gestorben, ist aber ein frommer, gewissenhafter Mensch gewesen; und es hat mich nicht leicht etwas so gerührt, als daß er sich zum Leichentext gewählt: „Ich liege und schlafe nun ganz im Frieden." Er hatte das gute Theil erwählt, wie Maria, doch auch, wie Martha, sich viel zu schaffen gemacht, hat viel gesorgt, viel geredet, viel geschrieben und viel befohlen, doch mit allem dem nicht so viel ausgerichtet, als Antoni Schwarz, der Centgraf von Hofstetten, dessen Wahlspruch war: „Kurz und gut," und der das spanische Rohr lieber brauchte, als den Federkiel. Selbiger Zeit war ein Befehl von der Herrschaft gekommen, auf die Landläufer und Spitzbuben ein scharfes Auge zu haben, sie vom Erbachischen abzuhalten, oder sie zu greifen und ihnen den Prozeß zu machen; und der Amtmann saß in der Amtstube und sinnirte hin und her, wie er das am besten in's Werk setzen und wie er gegen alle nur möglichen Fälle Vorsorge treffen wollte. Der Centgraf aber sah zum Bodenloch hinaus und sah auf der Eichelsbacher Höhe einen Rauch aufsteigen, und weil im Wald grade kein Holz gemacht wurde, sagte er: „Dort sind Spitzbuben!" machte auch nicht erst einen Bericht an den Amtmann, was zu thun sei, sondern hieß zwölf Ausschüsser die Flinten nehmen und ihm folgen. Im Wald vertheilt er die Leute und heißt sie vorwärts gehen, und nah an der Stelle, wo der Rauch aufstieg, sollten sie Halt machen und thun, was er thue.

Der Centgraf war am ersten zur Stelle und hielt sich ruhig mit den Leuten, die ihm nachkamen, hinter den Bäumen. Am Feuer lag ein junger Kerl, der seine Pistolen putzte, und drei Weibsbilder, eine alte und zwei jüngere, welche Kartoffel schälten und Hühner

rupften zum Abendessen. Ein anderer Mann mit rothem Bart und Haar, in einem Soldatenmantel und einem Schlapphut, lehnte, seinen Stummel rauchend, an einem Baum und sah zu, ohne etwas zu reden.

„Mach's Feuer nicht so groß, Christine," schrie der jüngere Mann dem alten Weibe zu, die eben wieder einen Arm voll Reisig hineingeworfen hatte, so daß der Rauch an den Bäumen hinaufwirbelte; „und du, Anne Mile, halt's Maul mit deinem Singen. Dort unten liegt Eschau, wo sie mich vor einem halben Jahre festnahmen, wie ich auf dem Pfingstmarkt ein Paar Schuhe eingesteckt, und wo sie mich so erbärmlich mit Schlägen traktirt haben, daß mir heute noch das Fell juckt. Wenn man in Hofstetten den Rauch sieht, wird der verfluchte „Kurz und gut," der Centgraf, gleich bei der Hand seyn, und dann wißt ihr, wie's gehen wird."

Der Centgraf aber stand schon auf dem Sprung, denn die Ausschüsser hatten sich jetzt alle herangeschlichen. —„Wenn wir nur schon im Spessart wären! der Kerl hat eine feine Nase und hält eine verdammt scharfe Polizei." — „Werden schon hinkommen, Jüngelchen," sagte die Alte, „werden schon hinkommen. Der Centgraf ist heute nach Aschaffenburg, denn er hat das Zipperlein, und will sich ein Pflaster holen." — Der Centgraf sah seine Leute an, ballte die Faust und sagte leise: „Wart', ich will dich bepflastern." — „Macht das ein Geschrei um ein paar Prügel," fuhr die Alte fort. „Es ist aber eine Schande, wenn man mit solchem Mannsvolk umgehen soll. Da steht der Hensle auch und läßt die Flügel hängen und ist zu nichts mehr zu gebrauchen, hat schon seit vier Wochen keinen Finger mehr lang gemacht, gerade wie wenn ihm die Gicht hineingefahren wäre."

„Laß ihn doch gehen," sagte die jüngere der beiden Weiber; „du weist ja, daß mein Mann noch manchmal traurig ist, weil ihm erst seine Mutter gestorben."

„Ha," schrie die Alte, „hin ist hin, heute mir, morgen dir! Wir müssen Alle dran! Da war zuerst sein Vater, — es war ein Mordkerl, dem kein Fensterladen zu hoch und keine Eisenstange zu dick war, und doch haben sie ihn in Fulda endlich erwischt, und er hat auf's Rad gemußt, wie sehr er sich auch sperrte; und als ich Abends am Hochgericht vorbei durch den Wald schlich — denn sie waren mir auch hart auf der Ferse —, hab' ich ihm die schwarzen Raben die Leichenpredigt halten hören; sie schrieen durch einander, als hätte jeder etwas Besonderes von ihm zu erzählen. Da war seine Mutter; der hat der Mömlinger Pfarrer die Leichenpredigt gethan, denn sie ist schlecht und recht in der Scheuer auf dem Stroh gestorben; und der Hensle muß auch noch dran, ebenso wie sein Vater, wenn er schon aussieht, als wollt' er ein Kapuziner werden! Wir gehen alle auf Freiersfüßen, und halten noch Hochzeit, juchhe! nämlich mit des Seilers Tochter. He, hast du's gehört, Hensle, oder Gabriel Weckesser, oder Johannes Edelmann, oder auch Frankenhannes, oder wie du dich grad jetzt heißen magst?"

Der Mann in dem Soldatenmantel und dem Schlapphut hatte sie schweigend reden lassen; als er aber den letzten Namen „Frankenhannes" hörte, fuhr er zusammen, nahm den Stummel aus dem Mund und sagte:

„Hör', alte Teufelsripp', vergiß diesen Namen! Es gibt keinen Frankenhannes mehr, oder, wenn's doch noch einen geben soll, so dreht er dir den Hals um. Merk' dir's, oder ich stehe dir für Nichts! Kannst du mir nicht

noch Ruhe lassen," fuhr er etwas gemäßigter fort, „den letzten Tag, wo wir noch beisammen sind? Morgen gehen unsere Wege auseinander!"

„Ja so, ja so," höhnte die Alte. „Der Hensle will's freie Handwerk aufgeben, und ein ehrlicher Mann werden, Körbe machen, Kessel flicken und Häfen binden. Will dir nicht im Wege seyn, dein Glück zu machen; Jeder nach seinem Willen; aber gib nur Acht, wem der Galgen bestimmt ist, kann dem Galgen nicht entrinnen. Ich sage, der Galgen ist schon gebaut, an dem du hängen mußt, und der Hanf ist schon gewachsen und gedörrt und gebrecht, aus dem dir der Strick gedreht wird."

„Ja, so ist's," schrie eine laute Stimme hinter einem Baume vor; „Hurrah! fangt die Spitzbuben, kurz und gut."

Im Nu fuhr die Gesellschaft vom Boden auf; aber der Centgraf war mit den Bauern auch schon mitten unter ihnen. Er griff nach dem jüngern Burschen; dieser aber war kurz entschlossen, schoß sein Pistol ab und war mit einem Satz im Wald verschwunden. Der Hensle zog ein Messer und machte Miene, sich zu vertheidigen, aber der Körblersfranz schlug ihm mit der Flinte zwischen die Beine, daß er fiel und handfest gemacht wurde. Nun giengen sie über die Weiber, die bald überwältigt und gebunden waren. Die Bauern hoben die Tragkörbe und Bündel auf, welche um das Feuer lagen, und als sie die Gefangenen vom Sommerauer Steg her in's Dorf transportirten, stand ich gerade unter dem Thor.

„Da hätten wir sie," sagte der Centgraf; „frisch vom Leder, ist halb gefochten." Die Gefangenen aber ließen die Köpfe hängen und mochten sich wie weit weg

wünschen. Sie wurden im Rathhaus gefangen gesetzt und von dem Centgraf am folgenden Tag in's Verhör vor den Amtmann Stockhausen gebracht.

„Wie heißt Ihr," fragte dieser den Mann.

„Gabriel Weckesser."

„Anton Schell, sagte er zu dem Schreiber, „schreibt Gabriel Weckesser."

„Mit Euer Gnaden Erlaubniß, so heißt der Mann nicht," sagte der Centgraf.

„Und warum, Herr Antonius Schwarz, sollte er nicht so heißen?"

„Weil er nicht so heißt."

„Nun so examinirt Ihr ihn, Centgraf. Ich wüßte nicht, warum ein Mensch nicht Gabriel Weckesser heißen könnte!"

„Nach Befehl, Herr Amtmann! — Wie heißt Ihr, Mann?" sagte der Centgraf und rollte die Augen.

„Gabriel Weckesser!"

„Centknecht Freudenberger, zählt ihm sechs auf mit dem Haselstock, aus dem FF! Kurz und gut." — Solches geschieht. —

„Wie heißt Ihr, Mann?"

„Johannes Edelmann!"

„Aha, seht Ihr, Herr Amtmann, daß ich Recht gehabt. Der Art Leute muß man kennen."

„Warum verschweigt Ihr denn Euern Namen, Johannes Edelmann?" fragte der Amtmann. „Es muß kein ehrlicher Name seyn!"

„Er ist mir nur zu ehrlich," sagte der Hensle, „drum hab' ich ihn verschwiegen, denn ich bin doch eher ein Bettelmann, als ein Edelmann, das weiß Gott!" —

„Wo habt Ihr denn das Geld her, Johannes Edelmann, das sich in eurem Korb vorfindet?"

„Das hab' ich mir durch Handel mit Rauch- und Schnupftaback unter dem Soldatenvolk verdient."

„So! — Anton Schell, schreibt" —

„Mit Euer Gnaden Erlaubniß," fiel der Centgraf ein, „das ist nicht wahr!"

„Nun so examinirt Ihr ihn, Centgraf!"

„Zu Befehl, Herr Amtmann! — Centknecht, zählt ihm sechs auf mit dem Haselstock, kurz und gut!"

Das war kaum geschehen, so fieng der Mann an: Er wolle nur bekennen — denn hier helfe Läugnen einmal doch nichts. Er sei ein armer Mann und habe keine ordentliche Handthierung gelernt. Da habe er mit dem einen gefangenen Weibsbild, die seine Ehefrau sei, mitunter lange Finger gemacht. Das sei aber schon lang her, und er habe niemals einen Mord oder Raub begangen, sondern sei nur ein geringer „Buttermilchsdieb" gewesen und nie zu etwas Rechtem gekommen.

„So! — Anton Schell, schreibt" —

„Mit Euer Gnaden Erlaubniß, das ist nicht wahr! — Das ist ein gefährlicher Kerl, kurz und gut!"

„Nun so examinirt Ihr ihn, Centgraf, wenn Ihr doch Alles besser wissen wollt!"

Ich darf Euer Gnaden nicht in's Amt greifen, aber fragt ihn doch, Herr Amtmann, wozu er die zwei Pistolen brauche, die in seinem Pack sich befunden haben!"

„Die hab' ich," sagte der Gefangene, „von einem Soldaten gekauft, und führe sie bei mir, um sie wieder zu verkaufen."

„Ah so!" sagte der Amtmann. — „Anton Schell, schreibt" —

„Schon wieder gelogen," sagte der Centgraf, der die Pistolen herausgenommen hatte und sie untersuchte.

„Warum sind denn die Pistolen geladen, Mann? Kurz und gut! He, warum? das will ich wissen! — Keine Antwort? — Holla, Centknecht!"

„Halt, ich will's sagen."

„Nun, warum denn?"

„Weil man sonst," sagte der Gefangene und sah den Centgraf mit einem wüthenden Blick an, „damit nicht schießen kann."

„So! Da haben wir's, Herr Amtmann. Kurz und gut."

„Hierauf wurden die Weiber von dem Centgraf auf dieselbe Art „examinirt." Die ließen schon eher mit sich reden, und besonders die alte Christine bekannte eine Menge Diebstähle. Als sie daher wieder in's Gefängniß geführt werden sollten, giengen sie mit schwererem Herzen, als sie gekommen waren, und der Mann sagte, er wolle um eine Gnade gebeten haben. Wenn er nämlich hier sterben solle, — denn er habe gehört, wer gestohlen habe, müsse sterben, — so möge man doch für sein hinterlassenes Geld auf dem Engelsberg vier Messen dem heiligen Joseph, Anton, Bernhard und Maria lesen lassen. Der Amtmann aber bedeutete ihn, darauf solle er sich nicht verlassen, es würde ja auch seine eigene Religion ihn eines Weitern unterwiesen haben; er solle vielmehr seine begangenen Sünden aufrichtig bekennen, Gott solche bußfertig abbitten und im Uebrigen alsodann des Verdienstes Jesu Christi sich getrösten.

„Das heiß ich gut gesprochen," sagte der Centgraf; „so macht es, kurz und gut!"

„Man dachte eigentlich nicht daran, sie am Leben zu

strafen, sondern wollte sie eine Weile gefangen halten, mit Ruthen stäupen und dann über die Grenze schaffen. Aber Der im Himmel sitzt, hatte es mit zweien von ihnen anders im Sinn; denen hatte Er den Strick bereits um den Fuß geworfen, daß sie nicht weiter wandeln sollten auf dem Weg ihrer Missethaten. Nachdem sie nämlich den Winter über gesessen, gelangte an's Gericht ein Schreiben vom Hoch- und Deutschmeisterischen Amt Neckarsulm, dem ein gedrucktes Verzeichniß beilag von einer großen, im Land umhervagirenden Diebsbande. Zugleich war darin bemerkt, beim Inquiriren dürfe man ja nicht außer Augen lassen, daß die darin verzeichneten Uebelthäter an jedem Ort unter andern Namen umhergezogen seien. Wisse man diese, so könne man die meisten ihrer Uebelthaten überweisen.

Zuerst wurde nun der Gefangene befragt, blieb aber trotz aller Schläge standhaft bei seiner Aussage, daß er nie anders als der Hensle geheißen. Die Alte bestätigte ihm dasselbe, obgleich sie auch scharf in's peinliche Verhör genommen wurde. Sein Weib aber und Anne Mile, die jüngste Gefangene, blieben nicht so standhaft, sondern bekannten, er habe eine geraume Zeit auch der Frankenhannes geheißen. Sogleich erinnerte sich der Centgraf, daß der Gefangene im Wald so aufgefahren sei, als die Alte ihn bei diesem Namen rief. Man sah in dem Verzeichniß nach, und darin war der Frankenhannes als ein großer Dieb und zweifacher Mörder aufgeführt. Auch die Christine Schmidt stellte sich als eine große Verbrecherin heraus, die oft zu Mord und Straßenraub mitgeholfen.

Am Abend des Tages, wo dieß geschehen war, hatten, wie der Centknecht meldete, die Gefangenen

einen großen Streit mit einander im Rathhaus. Der Hensle nämlich machte seinem Weib und der Anne Mile über das Fenster hinüber die bittersten Vorwürfe, daß sie ihn nun in's Unglück gebracht hätten; es sei kein treues Herz unter ihnen gewesen, als nur die alte Christine; es solle ihnen aber auch keine Rosen bringen, sondern sie sollten in Schimpf und Schande darüber kommen, daß sie sich nirgends mehr könnten sehen lassen, er habe schon ein Lied fertig, das wolle er vor seinem Tod an die Bande bringen, die solle es singen. Einen Vers sang er ihnen vor nach einer kläglichen Melodie:

Meine Frau und Anne Mile
Sind wohl schuld an meinem Tod,
Waschen sich in meinem Blut,
Niemand ist mir Sünder gut.

Die Weiber entsetzten sich darüber, heulten laut und sagten, wenn er ihnen diese Schande anthue und sie nicht aus dem Lied ließe, so wollten sie noch so viel auf ihn aussagen, daß er „gedellert", d. h. in der Spitzbubensprache gerädert werden solle.

„Ist mir einerlei," sagte der Hensle, „mit mir ist's so jetzt aus."

Es war wirklich so. Nach ein paar Tagen kommt der hessische Landleutnant mit seinem Reiter, läßt sich die Gefangenen vorstellen und sagt: „Ja, das ist er," — den könne sein Reiter zweier Mordthaten überweisen. Zuerst habe er auf der Treppe des Wirthshauses zu Hofstetten im Bauland den Kutscher-Adam erstochen, im Beisein vieler Leute, und sei mit blutigem Messer unangefochten durch sie hingegangen, weil sich Keiner an ihn getraut habe. Der Hensle war es geständig, sagte aber, das habe er aus Nothwehr gethan; denn es sei

ihm verrathen gewesen, daß der Kutscher-Adam mit freundlichen Worten ihn in die Wirthsstube habe locken wollen, um ihn dann mit seiner Axt, die er auf den Ofen gelegt, zu erschlagen.

Dann kam der Reiter auf die zweite Mordthat zu reden. Es habe der Hensle einen gewissen Adam Wunderlich von Unteraulenbach, hiesigen Gerichtes, im Niederroder Wäldchen mit einem Pistol erschossen. Als der Hensle hört, daß der Erschossene aus dem hiesigen Gericht gewesen, ward er arg bestürzt, gestand die That ein und sagte:

„Herr Amtmann, es ist ein Gott im Himmel, ein gerechter Gott. Ich habe vorgehabt, mein Räuberleben aufzugeben und eine ehrliche Handthierung anzufangen, denn ich habe seit dem Tod meiner Mutter keine gute Stunde mehr gehabt. Sie hat immer gesagt, als es mit ihr zum Sterben kam: „O, o, wie brennt's, wie brennt's! lieber verhungert, als gestohlen!" und es klingt mir heute noch in den Ohren; — aber hier bin ich zur Haft gebracht worden. Hier," fuhr er fort und weinte laut; „es ist Gottes Schickung, das seh ich wohl, weil ich gerade hier in dem Gericht habe gefangen werden müssen, aus dem jener Mensch gebürtig war, dessen Blut ich vergossen habe. So will ich nun nichts mehr bitten, als daß ich mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werde, und daß ich meine Kinder noch einmal sehen darf, bevor ich gerichtet werde." — Der Amtmann war auch gerührt und weinte mit ihm und versprach, der Wunsch solle, wo möglich, ihm erfüllt werden.

Nun war das Verhör geschlossen, die Akten wurden zum Spruch nach Erbach geschickt, und nun durfte unser neuer Pfarrer Trapp die Gefangenen besuchen.

Habt ihr das Tannenbäumchen schon gesehen, das auf dem Wildensteiner Schloß aus dem Thurme herausgewachsen ist? Man sollte es für ein Wunder halten, daß es da herauswachsen konnte! Denn man meint, es wachse mitten in dem Gestein; aber das Samenkorn, das etwa ein Vögelein hinaufgetragen, hat doch ein wenig Boden gefunden, und genug, um seine Triebkraft zu beweisen. Das Herz des rothen Hensle war auch ein hartes Gestein; doch aber hat das göttliche Wort darin ein wenig guten Boden gefunden und hat Wurzeln drinn gefaßt und ist aufgegangen; denn das Wort Gottes ist lebendig, wie ein Samenkorn.

Der Pfarrer Trapp erzählte ihm also die Geschichte von den zwei Uebelthätern, die mit dem Heiland gekreuzigt wurden, und dann fragt er:

„Hensle, was hättest du dir gewünscht, wenn du einer von den beiden gewesen wärest? Daß unser Heiland dir vom Kreuze geholfen, wie der zur Linken begehrte, oder daß Er zu dir spräche, wie zu dem zu seiner Rechten: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese seyn!"

„Das Letzte. Was hätte ich davon, wenn ich vom Kreuze wieder losgebunden würde und wieder in die Welt laufen dürfte? Ach, mein Leben ist ein elendes gewesen! Wenn mir aber der Himmel gewiß wäre, dann wollte ich nicht Einen Tag, sondern sieben Tage am Kreuze hängen und sollte mir wohler seyn, als vor einem Jahr, wo ich noch frei durch die Wälder gestrichen bin, aber keine ruhige Stunde hatte."

„Nun der Wunsch kann Euch erfüllt werden," sagte der Pfarrer.

„Mir? — Ja, wenn ich durchgekommen wäre dießmal noch; und erst ein ehrlicher Mann hätte werden

können. Aber mich kann unser HErrgott nicht brauchen in Seinem Himmel. Deßwegen hab' ich gefangen werden müssen und muß nun sterben, und 's ist lauter blutrothes Werk, was ich hinüberbringe."

„Wenn eure Sünde bluthroth wäre," sagt die Schrift, „so soll sie doch schneeweiß werden," erwiederte der Pfarrer.

„Aber die meine nicht," sagte der Hensle. „Kann ich sie gut machen hier im Gefängniß, wo sie mich angeschlossen haben, wie ein wildes Thier, und in den Paar Wochen, die ich noch zu leben habe? Es wird nichts, gar nichts gut gemacht seyn, wann sie mich hinausführen zum Galgen oder zum Rad, nichts, gar nichts!"

„O Ihr armer, blinder Heide!" sagte der Pfarrer, „meint Ihr denn, Ihr könntet etwas gut machen? und wenn Ihr noch hundert Jahre lebtet und ein ehrlicher Mann wäret und in Eurem Leben nichts anderes gestohlen hättet, als einen Apfel vom Baum oder ein Huhn aus einem Bauernhofe, so könntet Ihr doch nichts gut machen. Das kann ja nur der HErr Christus allein, und der hat's schon gethan, wenn Ihr an Ihn glauben, Eure Sünde bereuen und Euer Kreuz tragen wollt."

Das kam dem Manne seltsam vor; denn er hatte seiner Lebtage davon nichts gehört; aber das Wort drang ein und faßte Wurzel, und Gott der heilige Geist gab das Gedeihen. Kurz, als ich nach etlichen Wochen mit dem Pfarrer ihn auch besuchte, sagte er mit Thränen, er erkenne Gottes Finger wohl, der ihn zur Strafe gezogen, gerade als er nicht aus bußfertigem Sinn, sondern nur, um nicht doch endlich, wie sein Vater und sein Bruder, auch dem Schwert anheimzufallen, entschlossen gewesen,

dem Spitzbubenleben abzusagen, aber doch nur in gnädiger Absicht, weil er ihn hier gerade habe strafen wollen, wo ihm erst der rechte Weg gewiesen worden, seine arme Seele zu retten. Seiner Strafe wolle er nicht ledig werden, sondern gern und willig sich den Kopf abschlagen lassen, wie er tausendfältig verdient, dabei aber auf den HErrn Christum vertrauen, daß Er seiner Seele gnädig seyn werde, dieweil Er ja auch einst zu dem Missethäter gesprochen: „heute noch wirst du mit mir im Paradiese seyn.“ Nur einen Wunsch habe er an den lieben Gott, daß seine unerzogenen Kinder nicht auch würden, was er gewesen, und der Pfarrer solle doch ja dafür sorgen, daß seine Frau mit denselben nach Grünstadt ginge, wo er noch rechtschaffene Freunde hätte, und allen Fleiß thue, sie in der Zucht und Vermahnung zu Gott groß zu ziehen. Das alte Weib hat auch einige Spuren von Buße gezeigt; doch mag Gott wissen, ob es ihr ein Ernst gewesen.

Im November kam das Urtheil von Erbach. Der Hensle sollte gehängt und dann sein Körper auf's Rad geflochten, die alte Christine sollte durch's Schwert gerichtet werden. Dorothe, das Weib des Hensle, und Anne Mile sollten, weil weniger schuldig, zuerst am Halseisen stehen, dann der Hinrichtung beiwohnen und zuletzt für immer aus hiesigem Lande verwiesen werden.

Mittlerweile hatte der Amtmann auf seine Kosten die Kinder kommen lassen, welche die letzten Tage bei ihrem Vater seyn durften, und von dem armen Mann, so gut er es vermochte, herzlich ermahnt wurden, sich ein Exempel an ihm zu nehmen. Am heutigen Tage sind's 11 Jahre, daß die Execution statt hatte.

Am Abend zuvor war Jung und Alt aus dem Dorf

vor dem Gefängniß versammelt, um den Wächter die „Abdankung“ singen zu hören. Es war ein ziemliches Geräusch auf der Gasse, bis es 12 Uhr schlug vom Kirchthurme, dann aber ward es so still unter dem versammelten Volk, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören, — man wartete auf das Armensünderglöcklein. Als dieß nun hell und fein zu läuten anfing, trat der Wächter unter das Fenster des Rathhauses und sagte seinen Spruch:

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Uns're Glock' hat zwölf geschlagen.
Zwölf Uhr ist das End' der Zeit,
Mensch, bedenk die Ewigkeit!

Auf, auf, ihr, die ihr liegt in Banden und in Ketten,
Auf, weil es heute heißt, eure arme Seel' zu retten!
Das böse Stündlein kömmt! mit Wachen und mit Beten
Macht jetzund euch bereit, vor das Gericht zu treten.
Es weicht die Nacht dem Tag. Eh' er zu End' wird gehen,
Wird alles euer Thun am Tag des HErrn besehen.
Stärkt, arme Sünder, euch in eures Jesu Leiden,
Wenn auf dem Hochgericht nun Seel' und Leib sich scheiden;
Und wann dieß Glöcklein ihr hört wiederum erschallen,
Genad' euch Gott, der HErr, und unsern Seelen allen.
's hat zwölf geschlagen!“

Im Gefangenenzimmer blieb's still, und die Menge ging auseinander, nachdem sie zuvor ein Vaterunser gebetet hatten.

Am Morgen ging ich mit dem Pfarrer und Vielen aus dem Dorfe zu den Gefangenen, um ihnen ein seliges Sterbestündlein zu wünschen. Sie dankten dem Pfarrer unter vielen Thränen für seine gehabte Mühe, und der Hensle sagte, er hoffe ihm einst vor Gottes Thron

wieder zu begegnen, und dann wolle er vor Gott und allen heiligen Engeln es rühmen, was er an ihm gethan habe; er wolle dann sagen: „ich bin gefangen gewesen und er ist zu mir gekommen," und der Heiland sölle dann sprechen: „was er gethan an dem Geringsten unter meinen Brüdern, das hat er mir gethan."

Der Pfarrer sagte: „Mein Sohn, bedenke: Ende gut, Alles gut! Es sind noch wenige Stunden, dann wird das Ende kommen. Als Ihr heute Morgen auf Eurem Angststroh erwachtet, rief Euch Euer Jesus zu: „Heute sollst du mit mir im Paradiese seyn." Der Abend, lieber Freund, wird nicht anbrechen, so wird Eure Seele schon im Schooße Jesu ruhen; die Thränen, die Ihr jetzo vergießet, werden noch heute, wahrlich ich sage euch, heute durch Jesu Hände von Euern Augen abgetrocknet werden. Wenn man Euch jetzt zum Galgen führt, so geht mit Euern Gedanken auf den Berg Golgatha, allwo der heilige Jesus an das Kreuz ist gehängt worden, für Eure Sünde zu sterben. Dann wird Euer Galgen, wie schmählich er vor der Welt scheint, nicht nur der Streitplan seyn, darauf Ihr den letzten Kampf streiten sollet, sondern auch der Schauplatz der Ehren, auf welchem Ihr über Tod und Hölle triumphiren könnet. Die Leiter muß Euch eine Himmelsleiter seyn, auf der Ihr unter dem Geleit der heiligen Engel zur Herrlichkeit Gottes hinaufgeht, der Strick, der Eure Seele von dem Leibe scheidet, kann Euch doch nicht scheiden von Eurem Jesu, nicht scheiden von der Liebe Gottes, sondern er ist das Seil, womit Er Euch zu sich in den Himmel zieht, daß Ihr ewig bei Ihm seyn und bleiben sollt. Nun kommt Ihr aus Eurem langwierigen Gefängniß los, um bald zu der seligen Freiheit der Kinder Gottes zu gelan-

gen; Ihr sollt vor ein Gericht treten, aber nur vor ein weltliches Gericht; werdet Ihr im guten Kampfe ausharren bis an's Ende, so werdet ihr dadurch von der Erde in den Himmel, vom Tod in's Leben, von der Verdammniß in die Seligkeit gebracht werden und werdet kein Gericht mehr zu gewarten haben.

Nun so geht jetzt hin, Euer letztes Urtheil anzuhören. Geht in Gottes Namen, und der Herr geleite Euch!"

Weil die Gefangenen römisch-katholischer Religion waren, sollte der Kaplan von Sommerau sie zum Richtplatz begleiten, und sie hatten ihm bereits gebeichtet und das Nachtmahl empfangen. Sie beschwuren aber auch den Pfarrer Trapp, in ihrer Nähe zu bleiben, und er gab ihnen die Hand darauf. Jetzt trat die Wachtmannschaft ein, um sie ihrer Ketten zu entledigen; der Nachrichter that sie mit dem Armensünderkleide an, und nachdem Dorothe und Anne Mile an das Halseisen gestellt waren, wurden sie alle zum Blutgericht abgeholt, das unter dem freien Himmel auf dem Rasen neben dem Brunnen abgehalten wurde.

Dort war das Centgericht versammelt. Der Amtmann las ihr Urtheil vor und hielt ein Stäblein dabei in den Händen. Als er das Urtheil verlesen hatte, brach er das Stäblein entzwei, warf es vor den armen Sünder und sagte: „Johannes Edelmann, gleichwie dieß Stäblein gebrochen ist, also soll dein Leben auch zerbrochen seyn. Sollst zuerst an den Galgen gehängt, sodann auf's Rad geflochten werden, auf daß dein Leib verderbe, dir selbst zur wohlverdienten Strafe, Andern zum warnenden Exempel. Deiner armen Seele aber sei Gott gnädig!" worauf der arme Sünder die Augen gen Himmel erhob und seufzend „Amen" sprach. Ein Gleiches

geschah mit der Christine Schmidt. Das Volk erhub das Zetergeschrei, und der Pfarrer sprach: „Dieses Geschrei laßt euch nicht irren; vielmehr betet mit mir: Jesu, mein Heiland, Du hast nicht allein unzähliche Marter für mich ausgestanden, sondern auch letzlich das „Crucifige“ über Dich schreien lassen. Ich tröste mich deß und glaube gewiß, Du werdest mich am jüngsten Gericht vor dem grausamen Zetergeschrei des leidigen Satans bewahren und hingegen Deine tröstliche Stimme hören lassen: Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein! Amen.

Und jetzt lasset dieses Urtheil, das nach den Rechten über Euch abgefaßt worden, Euch nicht betrüben; es bringt Euch nichts mehr, als den zeitlichen Tod und wird in einem Augenblick überstanden seyn. Vielmehr gedenket an das fröhliche Urtheil, welches zu Gottes Rechten über Euch als einen gläubigen Christen gesprochen ist, und freuet Euch dessen von Herzen, weil es Euch das ewige Leben zuerkennt, um Jesu Christi willen.“

Hierauf hub das Armensünderglöcklein an zu läuten, und der Zug setzte sich in Bewegung. Voran zog ich mit der Schuljugend und stimmte das Lied an: „HErr Jesu Christ, mein's Lebens Licht,“ dann folgte die Wachtmannschaft, sechs Mann von hier, jeder mit einer Muskete und einem Degen; dann kamen die armen Sünder, zuerst Anne Mile und Dorothe zu Fuß, darnach der Hensle und Christine Schmidt auf einem Karren mit dem Kaplan, zur Seite des Scharfrichters Knechte. Hintenauf hockte Franz Danner, der Scharfrichter, mit Schwert und Strick und in einem rothen Mantel. Zunächst hinter dem Karren ging, weil sie es so gewünscht hatten, unser Pfarrer Trapp. Dann kam die Cent-

mannschaft von den Orten, wieder sechs Mann mit Spießen, dann das Centgericht, alsdann der Amtmann Stockhausen, auf seinem großen Gaule reitend, einen Degen in der Hand und eine Schärpe um die Schulter, worauf das Erbachische Wappen mit den silbernen Sternen gestickt war. Zu seiner Rechten ging der Centgraf, der die Stirne runzelte und die Leute grimmig anschaute, damit sie nicht merken sollten, wie ihm die Thränen über die Wangen liefen; und zu seiner Linken ging Anton Schell, der Schreiber. Den Beschluß machte die Centmannschaft von Hofstetten.

Als man den Wingertsweg hinausgekommen war, hat just dort, wo der Pfad links abgeht, sich das seltsame Naturwunder begeben, davon wir vorhin gesprochen haben, und das wohl ein Zeichen von dem HErrn gewesen seyn mag. Obwohl es nämlich Winterszeit war, ist ein gräuliches Gewitter am Himmel gestanden, so daß es ganz finster war. Zuerst kommt ein Sturmwind mit großem Brausen, daß die Bäume sich bogen wie Schilfrohr, und die Aeste abknackten, und man kaum den Hut auf dem Kopfe behalten konnte; dann thut's einen Donnerschlag, wie wenn der Himmel bersten wollte; und dann fährt ein Blitz durch die Dunkelheit, daß es heller ward als am hellsten Tage, und man nicht blos den Galgen auf dem Berge, sondern auch die Schlinge daran ganz deutlich sah, die in dem starken Winde hin und her fuhr. Die armen Sünder erschracken und bebten an allen Gliedern, und es kam ein Schrecken über die ganze Volksmenge, die unter großem Getümmel mit herausgezogen war, daß man auch keinen Schnaufer mehr hörte. Ueber mich kam auch eine große Bewegung, und mitten unter dem Sturm und Donnerrollen hieß ich anstimmen:

„O Ewigkeit, du Donnerwort,
O Schwert, das durch die Seele bohrt,
O Anfang sonder Ende,
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit,
Ich weiß vor großer Traurigkeit
Nicht, wo ich mich hinwende.
Mein ganz erschrocknes Herz erbebt,
Daß mir die Zung' am Gaumen klebt."

Als wir diesen Vers gesungen hatten, schrie der Centgraf hinten hervor: „Singt Vers 12., Schulmeister, allem Volke zu gut," und wir fuhren fort:

„Wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf!
Ermuntre dich, verlornes Schaf,
Und bessre bald dein Leben!
Wach auf, es ist doch hohe Zeit;
Es kommt heran die Ewigkeit,
Dir deinen Lohn zu geben!
Vielleicht ist heut' der letzte Tag,
Wer weiß, wie man noch sterben mag!"

Während die erschrockenen Malefikanten eifrig auf den Kaplan horchten, der ihnen vorbetete, sah sich der Hensle nach dem Pfarrer Trapp um. Dieser ward es kaum gewahr, als er laut mit erhobenem Finger ihm zurief: „Hensle, Hensle, Christi Blut und Gerechtigkeit macht rein von aller Sünde," welches er zu unterschiedenen Malen wiederholte, weil er jetzt keine längere Rede mehr an ihn thun konnte.

Auf dem Richtplatz wurde die Christine mit dem Schwert hingerichtet. Als nun auch der Hensle dran kam und die Galgenleiter hinanstieg und den Strick um den Hals hatte, fragte ihn der Amtmann, ob er sich noch eine Gnade ausbitten wolle. „Ja," sagte der Hensle,

„daß auch der lutherische Pfarrer ihm noch einmal vorbete.“ Als der Amtmann dies verwilligt hatte, rief der Pfarrer: „Johannes Edelmann, an diesem Augenblicke hängt die Ewigkeit; nach diesem kleinen Schmerz geht die ewige Freud' an, oder die ewige Pein. Sind Euch alle Eure Sünden, wie auch die großen Missethaten, um welcher willen Ihr jetzt Euer Recht aussteht, herzlich leid? Tröstet Ihr Euch aber auch, daß um des Blutes und Todes Jesu willen der gnädige Gott Euch solche alle vergeben habe?“ — „Ja,“ antwortete der Uebelthäter, „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Drauf betete der Pfarrer ihm den 32. Psalm vor und dann das Vaterunser. Bei der siebenten Bitte stieß ihn der Scharfrichter von der Leiter, und er fuhr am Strick hin und her, während sich noch seine Lippen bewegten. „Getrost, getrost, mein Sohn!“ rief der Pfarrer, „der Himmel steht Euch offen, und Jesus zur Rechten Gottes und wartet mit Freuden auf Euch. HErr Jesu, Dir leb' ich; HErr Jesu, Dir sterb' ich; HErr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ Die Leute aber sangen dreimal den Vers:

„Du höchster Tröster in aller Noth,
Hilf, daß wir nicht fürchten Schand' noch Tod,
Daß in uns die Sinne nicht verzagen,
Wann der Feind wird das Leben verklagen.
Kyrie eleison.“

Als der Gehängte sich nicht mehr rührte, hat der Pfarrer zur Gemeinde gesprochen. Er nahm Himmel und Erde zu zeugen, daß er alle getreulich fort und fort mahne, zu dem HErrn, ihrem Gott, sich zu bekehren. Er müsse wohl dem HErrn Christus zu Ehren glauben, daß dieser arme Sünder selig gestorben, weil er sich noch in der elften Stunde bekehrt habe; aber keiner solle mei-

nen, daß ihm Gott auch solche Gnade verleihen müsse, wie diesem Menschen, der in heidnischer Unwissenheit und unter einer Diebesbande groß geworden sei. Vielmehr werde er von denen, welchen mehr gegeben sei, auch mehr fordern. Sie sollten nur an Adam Wunderlich gedenken; der habe seinen Katechismus gelernt, seine Bibel gehabt und das Beispiel gottseliger Eltern, sei aber in Unbußfertigkeit und mitten in seinen Sünden „an seinen Ort gefahren."

Er hatte ja wohl recht. Es war wieder einmal geschehen, was in den Zeiten geschehen ist, da unser Heiland auf Erden lebte: Ein erwählter Jünger endete als ein verworfener Schächer, und ein verworfener Schächer endete als ein erwählter Jünger. Drum ist mir die Geschichte damals sehr merkwürdig gewesen und ist mir's jetzt noch, wo ich 11 Jahre länger es mit angesehen habe, wie es das arme, blinde Menschengeschlecht sich auszureden sucht, daß Gott ein eifriger Gott ist und ein Gott der täglich dräuet. — Gott besser's!"

Die Gesellschaft, obwohl ihr mit Ausnahme des Schwiegersohns die ganze Geschichte bekannt war, hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört.

„Es ist doch eigentlich schade," sagte der Schwiegersohn, „daß der Hensle, nachdem er sich innerlich gebessert, nicht noch davon gekommen ist. Ich hätt' es ihm von Herzen gegönnt, wenn etwa seine Bande in's Dorf gebrochen wäre und hätt' ihn frei gemacht, er hätte sie aber hernach verlassen und wär' ein ehrlicher, christlicher Mann geworden."

„Das Erste hätte leichtlich geschehen können," sagte der Schäfer, „denn die Bande hat dem Centgraf kurz vor der Hinrichtung einen Brief an's Fenster geheftet, in dem geschrieben stand: „„Zu wissen sei dir's gemacht,

Centgraf, daß du deines Gebeines nicht sollst davon bringen, wo wir dich bekommen; dem Amtmann wollen wir auch seinen Lohn geben, da wir auch das ganze Erbachische Land verheeren, ja das Kind im Mutterleibe nicht verschonen wollen, wo wir sehen müssen, daß unser Edelmann nicht davon kommt. Unsere Compagnie ist noch 110 Mann, und wir sagen euch, daß ihr sie loslaßt, oder wollen wir sie holen; unsere Pistolen sind noch gut versehen, dazu unsere Messer sind scharf geschliffen. Datum Spessarter Wald. Unsere Namen kennst du schon. —"" Der Centgraf hat den Brief oft vorgelesen, um die Leute zu schrecken, wenn sie nicht Lust hatten, jeden Tag mit ihm zu streifen. Was aber den Hensle betrifft, so hätt' er sich schwerlich gebessert, wenn er auf diese Weise frei geworden wäre. Wer einmal dem Teufel in den Strick gerathen ist, kommt so leicht nicht wieder heraus, es sei denn, daß Gott der HErr ihn mit Seinen Seilen zu sich zieht. Das sind zwar Liebesseile; aber sie müssen in's Fleisch schneiden, sonst ist nicht an Rettung zu denken, und so war's Gnade von unserm HErrgott, daß Er den Hensle zum Strick brachte; sonst wär' er Ihm entlaufen, und es hätte sicher auch ein Ende mit ihm genommen, wie mit dem „wilden Hans'l." „Was war's denn mit dem?" sagte der junge Schwiegersohn.

„Das war der Wildschütz, von dem sie heut' noch das Lied singen: „Steck' ich eine Feder auf den meinigen Hut," — vorher aber war er auch ein Mörder gewesen."

„Ihr lieben Freunde meint, ich müßt' alles wissen, was ihr wißt," sagte der Schwiegersohn, „erzählt, Schäfer, denn das sind mir lauter neue Sachen."

„Das kann geschehen."

2. Der wilde Hans'l.

„Es sind jetzt gerade 50 Jahre, seit mein Großvater aus dem Odenwalde hierherzog, um Schäfer zu werden. Der Graf von Erbach hatte ihn herüber geschickt; denn er hatte, seit im 30jährigen Krieg das Dorf ausgestorben war bis auf zwanzig Haushaltungen, und die Kriegszeiten die Leute ganz verderbt hatten, keinen ordentlichen Schäfer mehr bekommen können. Der Letzte, der vor meinem Vater die Schafheerde hütete, hieß Hillebrand und war nicht viel besser, als ein wilder, heidnischer Zigeuner, und seine beiden Söhne, der Hans'l und der Hannadam, waren gleich also.

Wo einer nicht, wie Jakob oder Moses, etwas von Gott weiß und seine Freude an Gottes Werk und Gottes Wort haben kann, und daran denkt, daß die Augen des HErrn auch in den dunkeln Wald und über den einsamen Anger schauen, wird das Hirtenleben ihm schlecht thun; denn der Versucher ist nirgends geschäftiger, als wenn er einen Menschen in der Einsamkeit weiß. Zu unserem hochgelobten Heiland ist er ja auch in der Wüste gekommen.

Es war im Jahr 1698 am 17. Juli, als die zwei Schäfersbuben im Wildenseeer Grund, am Weidenbrunn, die Schafheerde hüteten, und weil sie nichts Besseres wußten, spielten sie Würfel. Da kommt ein Judenbüblein Namens Lesar des Weges, und die Schäfersbuben grüßen ihn und sagen: „Gelobt sei Jesus Christus." Da das Judenbüblein darauf nicht dankt, wie sich's gehört, nämlich „in Ewigkeit! Amen," gibts erst allerlei Reden hin und wieder, dann sagen sie, wenn

er doch ein guter Kamerad von ihnen seyn wolle, solle er kommen und Würfel mit ihnen spielen, und der Lesar läßt sich bereden. Er hat Glück und gewinnt ihnen alles ihr Geld ab, dann geht er weiter. Als nun das Judenbüblein weggegangen war, sind den beiden Buben allerlei Teufelsgedanken gekommen, sie griffen an ihre leeren Taschen, und statt sich selber Vorwürfe zu machen, geriethen sie in eine große Wuth über den Lesar und verschwuren sich, das solle ihm nicht so hingehen, er sei auch ein falscher Jud' und habe vorhin auch den Heiland nicht einmal loben wollen.

Zum Unglück führt am Abend der Heimweg den Lesar wieder an dem Brunnen vorbei. Wie sie ihn kommen sehen, sagt der Hannadam: „Den machen wir kalt, so kommen wir wieder zu unserem Geld," und der älteste, der Hans'l, ruft: „Komm noch ein wenig und setz' dich neben den Brunnen, dann gehen wir mit einander!"

Das Judenbüblein setzt sich, ohne ein Arg zu haben; sogleich aber fallen die beiden Mörder über ihn her: der Hannadam reißt ihm mit der einen Hand das Halstuch ab und mit der andern drückt er ihm den Kopf auf den Boden, der Hans'l aber schneidet ihm die Kehle ab. „Halt, halt, um Gotteswillen!" schrie der Hannadam, als er das Blut fließen sah, denn es reute ihn wieder; der Hans'l aber sagte: „Jetzt ist's zu spät."

Als die That gethan war, nehmen sie ihm das gewonnene Geld aus der Tasche und kommen überein, sie wollten während der Nacht ihn weit wegtragen und in den untern Wiesen ihn in den Weibersbrunnen werfen, denn der sei tief genug, daß man nicht einmal mit einem Wies'baum auf den Grund kommen könne. So legen sie die Leiche hinter eine Hecke und gehen in's Dorf.

Vor dem Dorf begegnet ihnen des Büblein's Vater und sagt: „Habt ihr meinen Lesar nicht gesehen? er ist den Grund hinauf nach Wildensee.“ „Nein,“ sagen sie. — „Aber ihr seit ja ganz voll Blut. Gottes Wunder, was habt ihr gemacht?“ — „Seid still, Schmul,“ sagte der Hans'l; „wir haben ein Häschen gefangen und haben es geschlachtet.“ „Nun,“ antwortete der Jude, „ich kauf' euch den Balg ab, wenn ihr nicht zu theuer damit seid, und wenn's der Jäger nicht weiß wird. Wo habt ihr's?“ — „Es liegt noch im Wald. Aber der Balg ist verdorben,“ sagten sie und gingen heim.

Als sie nun zu Nacht gegessen hatten, gingen sie wieder hinaus in den Wald, zogen den Leichnam hervor und luden ihn auf ihre Schultern, um ihn in's Thal hinabzutragen über den Wirbel und die Sohlhecke bis an den Weibersbrunn. Sie waren bis auf den Wirbel damit gelangt, so hörten sie hinter sich Jemand nachkommen. Schnell wandten sie sich vom Wege seitwärts, legten die Leiche ab und duckten sich nieder. Es war der alte Jude, der außer Athem des Weges kam und vor sich hin rief: „Alles still, nichts zu hören und zu sehen von dem Kinde! Lesar! Lesar! wo bist du?“ Der Hannadam wollte auf und davon vor Schrecken, der Hans'l aber drückte ihn nieder und hielt ihm den Mund zu, bis der Jude vorbei war. Dann schleiften sie den Todten über das Feld fort an den Brunnen, banden ihm dort den Hut auf's Knie, versenkten ihn und gingen nach Haus.

Kaum hatten sie sich niedergelegt, so klopft es an der Thüre. Der Jude kommt schweißtriefend die Stiege herauf und fragt, ob sie denn gewiß sein Kind nicht gesehen hätten, sie hätten ja den ganzen Nachmittag im

Grund gehütet. „Mit keinem Auge," sagten sie. Der Hannadam aber zitterte dabei, und der Jude bekam Verdacht und ging zum Amtmann. Noch in der Nacht wurden sie auf's Rathhaus gesetzt, läugneten aber, etwas von dem Knaben zu wissen.

Am andern Tag wurde die ganze Gegend durchsucht, und es war alles vergeblich, eine Spur von dem Knaben zu finden. Am dritten Tag aber trieb der Kuhhirt in den Wirbel, und eine Kuh mußte grad an den Fleck gerathen und einen Dorn sich in den Fuß treten, wo die Schäfersbuben den Leichnam niedergelegt hatten, als sie den alten Juden hinter sich hörten. Wie der Kuhhirt das Thier zur Heerde treiben will, sieht er im Gras und im Laub Blutflecken und einen messingenen Knopf von dem Wamms des Lesar. Er zeigt's an, und wie man nun weiter sucht, findet man den Weg durch's Korn und dann durch die Wiese, auf welchem sie den Leichnam geschleift hatten, und kommt bis an den Brunnen, und im Brunnen findet man den Leichnam.

Die Schäfersbuben werden gleich herbeigeholt und läugnen wiederum Alles. Wie aber der alte Jude kommt und bei dem Anblick seines Sohnes, wie Hiob, seine Kleider zerreißt und sich auf der Erde wälzt und in Einem fort schreit: „Lesar! Lesar! du gutes, gehorsames Kind, warum hat der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs nicht gethan nach Seiner Verheißung, „auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest in dem Lande, das dir gegeben ist?" Ikabod, Ikabod, wehe deinem Vater, wehe deiner Mutter! du bist gefallen, wie man vor bösen Buben fällt!" — da fängt der Hannadam an zu zittern und bekennt, und der Hans'l kann auch nicht länger läugnen.

Sie wurden auf dem Wildensteiner Schloß gefangen gesetzt und bei Tag und bei Nacht scharf im Gewahrsam gehalten. Sie giengen auch in sich, bereuten ihre That, und als ihnen das Urtheil verkündigt wurde, daß sie mit dem Schwert vom Leben zum Tod gebracht werden sollten, sagten sie mit Thränen, ihnen werde nur ihr Recht, denn sie hätten das fünfte Gebot wohl gelernt.

Die Hinrichtung sollte in Kleinheubach geschehen; am Morgen aber, wo sie dazu abgeholt werden sollten, war nur einer noch zu finden, der Hannadam — der Hans'l war auf und davon. Des Jägers Sohn nämlich, ein unnützer Bube, der mit dem Hans'l Kameradschaft gehalten, hatte in der Nacht die Wächter betrunken gemacht, den Hans'l, als sie schliefen, an einem Strick vom Thurm hinunter in den Graben gelassen, und war dann selbst ihm nachgefolgt. Die Handschellen, mit denen der Hans'l geschlossen gewesen, hatten sie unterwegs abgeschlagen, und wie zum Spott in die Mönchberger Ziegelhütte geworfen. Der Hannadam wurde darauf in Kleinheubach gerichtet, hat Reu und Leid gemacht und ist, soweit man das beurtheilen kann, bußfertig gestorben; denn als er sich auf den Stuhl setzen sollte, hob er seine Hände gen Himmel, und sein letztes Wort war: „Hätte mich mein Vater all's geschlagen, wenn ich Würfel spielte und gestohlene Aepfel heimbrachte, und den jungen Meisen die Augen ausstach, so wäre ich kein Mörder geworden. Ach, nehmt alle ein Exempel an mir, ihr Leute! Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich mein!" — Darauf wurde ihm der Kopf abgeschlagen. — Nun meinten damals auch die Leute, es sei doch nicht recht, daß gerade der schlimmste von den zweien, der Anstifter und Verführer, der Strafe ent-

kommen sei, und gerade der Unschuldigste das Leben habe lassen müssen. Das waren aber Menschengedanken. Auch der Amtmann Pfreund in Michelstadt, der sich Gedanken darüber machte, daß wegen der Entweichung des Hans'l ein Unsegen auf seines Herrn Land liegen werde, weil 4 Mose 35. geschrieben stehe: „Das Land kann vom Blut nicht versöhnt werden, das darin vergossen wird, ohne durch das Blut dessen, der es vergossen hat," hätte sich seine Sorgen darüber sparen können, — der Richter im Himmel konnte auch ohne Schaffot und Schwert die Blutschuld dem Entwichenen auf den Kopf bringen.

Nach seiner Flucht hatte der Hans'l sich im Spessart umhergetrieben und war ein Wildschütz geworden; und weil er so verwegen war, und ihm Alles wohl gelang, hatte er eine ganze Bande um sich gesammelt, und war der Anführer, und man nannte ihn im ganzen Spessart nur den „wilden Hans'l." Die Jäger hatten schon manchmal nach ihm gestreift; aber es war ihm immer von guten Freunden vorher verrathen worden, und die zwei oder drei Mal, wo sie ihn wirklich antrafen, hatten sie todte Menschen gehabt; denn der Hans'l hatte eine gute Büchse und ein scharfes Auge und eine feste Hand, und er wußte wohl, daß es „Kopf ab" hieße, wenn er erwischt würde. Er hatte auch unter die Leute bringen lassen, er sei fest gemacht und schieße lauter Freikugeln. Da fürchtete man ihn noch mehr, und so war er immer frecher geworden.

Sechs Jahre lang ungefähr hatte er es so getrieben. Da lagerte er eines Abends, als es schon dunkel war, mit seinen Spießgesellen im Höllenthurm. Es war Herbstwetter, und draußen goß der Regen in Strömen. Sie

hatten im Thurm ein Feuer angemacht und brieten einen Rehbock am Spieß; Wein und Branntwein war auch genug vorhanden, denn sie hatten viel Geld gelöst von dem gekappten Wild, und der Hans'l war ganz wie losgelassen vor Lustigkeit. Als ein paar von seinen Spießgesellen sagten, sie wollten einmal hinausgehen und zuschauen, ob's auch geheuer wäre, denn man sähe das Feuer das ganze Thal hinab, und sie hätten den ganzen Tag den Jägern in die Ohren geknallt, schrie er: „Meinetwegen; erst aber will ich euch das Lied singen, das ich auf die drei Jäger gemacht habe, die mir neulich meine Büchse nehmen wollten, die aber froh waren, als sie zu zweien wieder den Heimweg fanden, denn den dritten hab' ich kalt gemacht. Gebt Achtung, Brüder!"

Nun füllte er das Glas und fing an zu singen:

„Steck ich eine Feder auf den meinigen Hut,
Den Hundsfott will ich sehen, der mir sie 'rab thut,
Hab Hirschlein geschossen, hat die Zung' herausgereckt,
Da kommen drei Jäger, die haben mich erschreckt.
Hans'l, wilder Hans'l, was führst du für ein Leben" —

Puff! knallt's durch ein Mauerloch, denn die Jäger und die Pirschknechte hatten das Feuer gesehen und hatten sich heimlich herangeschlichen, und einer hatte den Hans'l auf's Korn genommen. Er machte einen mannshohen Satz, dann fiel er zu Boden, und während das Blut ihm aus dem Munde strömte, und er sich wand und krümmte, wiederholte er immer: „Hans'l, wilder Hans'l, was führst du für ein Leben" — bis ihm die Seele ausfuhr. —

„Ihr habt recht, Schäfer," sagte der Schwiegersohn, „den hatte Gott in seinem Zorn der irdischen Strafe entgehen lassen. Wär' ihm sein Recht geworden,

wär' er vielleicht auch bußfertig, wie sein Bruder, aus dieser Welt gegangen."

„Das ist's, was ich meine," sagte der Schäfer.

„Mir ist immer das merkwürdigste," hub nach einer Pause der Wagner an, „wie unser HErrgott eine solche schwere That an's Licht bringt und vor Sein Gericht auch schon auf dieser Welt; und weil wir gerade über dem Erzählen sind, will ich auch erzählen, wie der Mord, der an meinem Urgroßvater, dem Jost am End von der Unteraulenbach, geschehen ist, lange nachher entdeckt wurde, als kein Mensch es mehr für möglich hielt, und längst schon Gras über die Sache gewachsen war.

Die Gesellschaft war es sehr gerne zufrieden, und der Wagner begann:

3. Die verhängnißvollen Hüte.

„Im dreißigjährigen Krieg, als ein großer Theil des hiesigen Dorfs nebst der Kirche und dem Pfarrhaus in der Feuersbrunst zu Grunde ging, ward auch einem hiesigen Wagner, Namens Beyer, sein Wohnhaus niedergebrannt. Etliche zwanzig Jahre lang war der Mann außer Stand, sein Haus wieder zu bauen, denn die Nachwehen des bösen Kriegs wurden noch länger, als 50 Jahre gespürt, und Niederbrennen und Niederreißen geht allerwege leichter als Wiederaufbauen. Endlich im Jahr 1673, wie die Jahreszahl sagt, die heut zu Tage noch über der Hausthür steht, war der Wagner an's Werk gegangen, und um Fastnacht hatten die Nachbarn von hier, Unteraulenbach und Wildenstein ihm das Bauholz dazu fahren helfen, und am Abend, wo sie damit fertig geworden, hatte er sie zu

einem Trunke geladen, den er in der Miethswohnung ihnen zugerichtet hatte.

Mein Urgroßvater Jost am End von der Unteraulenbach war ihm besonders hilfreich dabei gewesen und war auch zu dem Trunke geladen. In der Wohnstube standen zwei Tische. Am großen saßen die Bauern und die gestandenen Männer, an dem andern die Beisaßen und die ledigen Bursche — alles, wie es ortsüblich ist. Die Wagnersleute hatten Wein, Brod und Käse herbeigeschafft, um den Leuten eine Ehre anzuthun, und man aß und trank und plauderte von dem und jenem, und war im Anfang alles Liebes und Gutes.

Nun aber hatte der Wagner einen Bruder, mit Namen Ernst. Der hatte in seiner Jugend das Benderhandwerk gelernt, hernach aber hatte ihm das Handwerk nicht mehr gefallen, und er hatte sich unter den Reitern anwerben lassen. Als nun der Wagner die Gasterei hielt, lag der mit seinem Regiment in Hanau, und Tags zuvor hatte er seinen ersten Urlaub sich geben lassen und war auch gekommen.

So ein Soldat, zumal wenn er mit dem ersten Urlaub heimkommt, meint sich etwas Besseres als seine ehemaligen Kameraden; diese aber wollen es nicht Wort haben und sehen ihn drum an, und so wars dießmal auch. Die Männer am großen Tisch hatten ihm zwar alle die Hand gegeben, hatten ihn aber nicht bei sich niedersitzen heißen; und die am andern Tisch thaten auch nicht, als müßten sie ihm einen besonderen Ehrenplatz einräumen, und der Ernst mochte auch nicht viel auf den Spruch halten: „Wenn du geladen wirst, so gehe hin und setze dich unten an,“ und war darüber noch zu gar

keinem Platz gekommen, sondern, während die Andern schon fest saßen und Essen und Trinken sich wohl schmecken ließen, ging er unwirsch in der Stube auf und ab, hatte seine Pickelhaube auf dem Kopf und den Degen an der Seite und ließ bei jedem Schritt die Sporen klingen.

Das verdroß die jungen Leute, als sie es eine Weile mit angesehen hatten, und einer davon, der wohl dachte, eine Pickelhaube, ein Degen und Sporen müßten ihm ebenso gut anstehen, wie dem ehemaligen Bender, fing an zu sticheln und sagte: „Wir können auch klappern, geht's nicht mit Sporen, so thun wir's mit Tellern," und im Augenblick fing der ganze Haufe an, unter Jauchzen und Gelächter mit den Fäusten auf den Tisch zu schlagen, daß die Teller nach dem Takte tanzten. Der Soldat schaute erst grimmig dazu; da sie's aber nur noch ärger trieben, begehrte er auf, und endlich, da ein allgemeines Schreien und Lärmen entstand, daß er gar nicht mehr zu Wort kommen konnte, nahm er seinen Degen vom Gehäng und maß einem vorwitzigen Lehrbuben, der am lautesten that, ein paar derbe Hiebe auf über den Tisch hinüber.

„Laß den Buben mit Frieden, Bender," sagte mein Großvater Jakob, damals noch ein Bursche von achtzehn Jahren, der mit seinem Vater auch geladen war und unter den ledigen Leuten saß. „Was gehts dich an, wenn wir Kurzweil treiben? Wir haben heute deinem Bruder gedient, uns und unser Vieh gewagt, und jetzt wollen wir thun, was uns gefällt, und fragen den Teufel darnach, ob dir's recht ist oder nicht, Bender!"

„Was hast du mich „Bender" zu heißen?" schrie der Soldat; „bin ich nicht ein Reiter unter dem Forgas'schen Regiment? Aber was bist du? — Freilich ein Ben-

der bist du nicht, aber ein Hundsfott, und willst du was, so komm her!" Und dabei drehte er seinen Schnauz zwischen den Fingern, als ob er die ganze Welt in ein Mausloch jagen wollte.

Nun ging der Lärm los. Die Männer, die zum Theil den ganzen dreißigjährigen Krieg durchgemacht hatten und gar gerne erzählten, wie sie ihrer Zeit mit dem Schweden und mit dem Kaiserlichen ein Wörtlein geredet hätten, fuhren auf und schrieen: „Was will das Bürschlein, das vielleicht noch kein Gewehr losgeschossen hat?" Und so ward mein Urgroßvater, sonst ein frommer, stiller Mann, auch wild und sagte zu seinem Sohne: „Jakob, leidest du das? wer sich etwas über die Ehre gehen läßt, der ist kein rechtschaffener Mann. Ich sage, auf das Wort gehört eine Maulschelle, wie der Punkt auf's J." Der Jakob will sich das nicht zweimal sagen lassen — denn wenn die Alten reizen, hat die Jugend so keinen Verstand mehr — springt über den Tisch hinüber und schlägt nach dem Soldaten, und es wäre jetzt schon zu bösen Händeln gekommen, wenn der Wagner nicht noch zur rechten Zeit dazwischen gefahren wäre und die beiden aus einander gebracht hätte; und weil die andern Bursche sich nicht eher zufrieden geben wollten, als bis sein Bruder den Degen abgebe, redete er dem Ernst zu und gab gute Worte, bis dieser endlich einwilligte und den Degen seinem Bruder Konrad abgab. Hierauf schenkte der Wagner die Gläser voll, und die sämmtlichen Bursche stießen mit einander an und tranken auf gute Kameradschaft, und der Streit schien vorbei zu seyn.

Am großen Tisch führte jetzt mein Urgroßvater das Wort: der Wein hatte ihn redsprächiger gemacht, als es

sonst seine Art war, und er war im Gespräch mit seinem Nachbar Märten Müller. Diesen nannte man wegen seiner rothen Haare nur den Rothkopf; und weil er keinem Menschen aufrichtig unter die Augen sehen konnte, mochte ihn Niemand recht leiden, obwohl man ihm sonst gerade nichts Schlimmes nachsagen konnte, als daß er den Trunk sich angewöhnt hatte und mit seiner Frau nicht gut lebte. Auf meinen Urgroßvater hatte er einen heimlichen Groll, denn sie hatten einen Prozeß mit einander gehabt wegen einer Wiese, und mein Urgroßvater hatte ihn gewonnen.

„Märten Müller,“ sagte dieser, „laß deinen Groll fahren; ich weiß, du hast etwas wider mich; ich aber sage, wie die Schrift sagt: „Laß nicht länger Feindschaft seyn zwischen dir und mir, denn wir sind ja Brüder,“ und „sei willfährig deinem Widersacher bald, dieweil du noch mit ihm auf dem Wege bist!“ Wir wissen's beide nicht, wie lange wir noch leben, und wie lange wir den Kirchweg noch mit einander gehen werden; ich wenigstens bin ihn die längste Zeit gegangen. Gib mir deine Hand.“ Und als dieser sie ihm gegeben hatte, fuhr er fort: „Und noch etwas laß dir sagen: gib den Branntwein auf, das Teufelsgebräu, und leb' fein friedlich mit deiner Frau, so wird unser HErr Christus bei euch wohnen, und es wird euch besser gehen als jetzt.“

Es war gut gemeint und ein Wort zu seiner Zeit, als ob's meinem Urgroßvater geahnt hätte. Denn es war ihm gesetzt, diese Nacht noch zu sterben, und das heißt sein Tagewerk nicht schlecht geschlossen, wenn Friedenmachen und Friedenstiften das letzte Geschäft gewesen ist auf dieser Erde. Märten Müller versprach's,

gab ihm abermals die Hand und sagte: „Ich thu's, es soll ein Wort seyn!"

„Gott gebe seinen Segen dazu, und du brauchst dich nicht zu schämen, Rothkopf, und die Augen niederzuschlagen; hier sind lauter gute Freunde, die sich freuen werden, wenn's in deinem Hause besser geht; denn bis jetzt hat deine Frau nicht viel Gutes gehabt, und deine armen Kinderchen haben mich schon oft gedauert, und es kann nichts Rechtes aus ihnen werden, und nichts für ungut! daran warst du allein Schuld und der Branntwein, das verfluchte blaue Wasser!" —

Am andern Tische wollte schon wieder aus der guten Kameradschaft, auf die man getrunken hatte, nicht viel werden. Der Soldat und sein Bruder Konrad hatten ihren Zorn noch nicht vergessen, sondern hatten sich immer tiefer hineingetrunken, redeten leise miteinander, und von Zeit zu Zeit schlug der Ernst auf den Tisch und sagte: „Bin ich nicht ein Soldat und du mein Bruder? Die Sache muß ausgemacht werden, und das heute noch!" „Recht so," sagte der andere, „und wir wollen zusammenhalten, wie Brüder," und gab vier Burschen, die zu ihm hielten und sich auch auf die Seite des Soldaten geschlagen hatten, einen Wink und schlich sich mit ihnen und seinem Bruder aus der Stube. Die Andern hatten es bemerkt und hielten nun auch heimlich Rath miteinander.

Die Weiber aber, die gar ein feines Gemerk haben, wenn der Zank- und Schlagteufel unter das Mannsvolk gefahren ist, mochten Wind bekommen haben, und so drangen sie in die Stube und sagten: „Feierabend, jetzt ist's genug;" und jede faßte ihren Mann oder Bruder oder Sohn und ließen nicht nach, bis Alles

aufstand und wohl oder übel sich zum Heimgehen anschickte.

Es sollte aber doch nicht ohne ein Unglück abgehen! Kaum war der Haufe auf die große Straße gekommen, als der Zank- und Schlagteufel, der bisher den Meisten im Herzen gesessen hatte, sich anschickte herauszubrechen und in die Fäuste zu fahren. Einer von meines Großvaters Kameraden schrie: „Hab' Achtung, Jakob, hab' Achtung! der Bender kommt!" „Ha," schrie dieser, dem in der frischen Nachtluft der Wein noch mehr in den Kopf gestiegen war, „was frag' ich nach den lumpichten Bender, er wird mich nicht fressen." In dem Augenblicke, rief der Konrad, wie man an der Stimme erkannte, aus dem „kleinen Gäßchen" heraus: „Was hast du Mangels an dem lumpichten Bender?" und der Soldat sprang auch herzu, zog vom Leder, und machte sich an den Jakob. Als der das blanke Eisen flimmern sieht, kommt's ihm doch anders, er fängt an auszureißen, und der Soldat ist immer hinter ihm her, bis er endlich durch einen glücklichen Sprung über die Mauer ihm entgeht.

Jetzt kam's zum allgemeinen Handgemenge. Aus dem Junker Bernhold'schen Garten kamen die Holzscheite geflogen, und jeder suchte sich etwas, um zuzuschlagen. Der Eine bricht einen Zaunstecken ab; der Andere nimmt einen Prügel von dem daliegenden Bauholz; der Dritte bindet sich einen Stein in's Schnupftuch; hageldicht fielen die Schläge, und blind wurde zugeschlagen, denn die Nacht war „kohlpechrabenschwarz," und Freund und Feind nicht zu unterscheiden.

Es wäre just nicht übel, wenn so eine Gesellschaft von Zechbrüdern, die den ganzen Abend nichts weiter,

als getrunken, gestichelt und gezankt hat, sich jedesmal vor dem Heimgehen erst noch die Röcke ausklopfte und selber sich mit Zaunstecken und Prügeln das Sprichwort auslegte: „Wie die Arbeit, so der Lohn.“ Aber es kann auch blutiger Ernst werden, und der ist's dießmal geworden! Wie sie nämlich mitten im Zuschlagen sind, schreit mit einem Male der Hans Reichert Berninger: „Halt, da liegt einer und ist todt!“ — Nun wurden die Prügel hinweggeworfen; einige schrien: „Lauft! lauft!“ die andern rannten herzu und riefen: „Licht herbei, Licht herbei, um Gottes willen, es wird doch kein Unglück geschehen seyn!“ Die Wagnersfrau kommt mit der Strohfackel aus dem Hause — da liegt mein Urgroßvater am Boden, sein graues Haar mit Blut bedeckt. Er rührte sich nicht mehr. Neben ihm lag der Wagenreitel, mit dem vermuthlich der Schlag gethan worden war; er selber hatte nichts in der Hand.

Jetzt wurden die Betrunkenen nüchtern. Man hob' den Erschlagenen auf, rüttelte und schüttelte ihn, rief ihn beim Namen, bestrich ihn mit Wein — alles vergebens, er war und blieb todt. Die eben noch zugeschlagen hatten, als wenn sie nach Himmel und Hölle nichts fragten, standen verblaßt und zitternd um den Todten, rangen die Hände und fragten durch einander: „Wer hat das gethan, wer hat das gethan?“ — „Ich nicht, ich nicht,“ schrie der Eine; der Andere: „ich habe nicht einmal einen Stecken in der Hand gehabt,“ der Dritte: „er ist zeitlebens mein bester Freund gewesen,“ der Vierte verwünschte den Trunk und den Hader, der das angerichtet, und verschwur sich, zeitlebens beides zu meiden. Aber was half das jetzt Alles? was geschehen war, war geschehen.

Als sie nun eben so durcheinander jammerten, schleicht der Rothkopf heran, gibt dem Hans Reichert einen blutigen Hut in die Hand und sagt: „Da nimm, den hab' ich im Blut neben dem Todten gefunden, nimm ihn und heb' ihn besser auf als baar Geld, denn er ist für uns alle nicht zu bezahlen!" Ehe man sehen konnte, wem der Hut gehöre, kam der Amtmann, den der Nachtwächter herausgeklopft hatte, mit der Schleichwache, ließ die ganze Gesellschaft arretiren und in der Wirthsstube bewachen. Vier Mann von der Wache sollten nach dem Soldaten sehen, der hatte aber bereits gesattelt und kam ihnen entgegen, was der Gaul laufen konnte. Sie schrieen zwar aus Leibeskräften: „Halt, halt, greift ihn, greift ihn!" und hielten ihm die Spieße entgegen; als er aber anfing, mit dem Degen ein Rad um seinen Kopf zu schlagen, und mitten auf sie losjagte, daß das Feuer aus den Steinen fuhr, ließen sie ihm seinen Willen und meldeten es dem Amtmann.

Folgenden Tages begann dieser die Untersuchung. Niemand konnte sagen, wer den unglücklichen Schlag geführt habe, doch hatte man den Konrad, den jungen Bruder des Soldaten, am meisten im Verdacht. Mehrere schwuren, daß sie seine Stimme erkannt hätten, als er rief: „Was hast du Mangels an dem lumpichten Bender!" und daß sie ihn hätten einen Schlag führen sehen, obwohl sie nicht sagen konnten, wen er getroffen habe. Der schlimmste Zeuge wider ihn war und blieb der Hut, welchen der Rothkopf im Blute neben dem Jost am End wollte gefunden haben. Es war Konrads Hut, wie alle Zeugen einstimmig aussagten, und er selbst nicht läugnen konnte. Hingegen verschwur er sich hoch und theuer, daß er nur einen einzigen Schlag

gethan und zwar gegen Christmann Völker, der aber weit von dem Erschlagenen gestanden; nach diesem Schlag habe er sogleich seinen Prügel weggeworfen und sei davon gelaufen. Der Hut sei ihm beim Ausholen vom Kopf gefallen, nachher habe er sich nicht Zeit genommen, ihn wieder aufzuheben, und als er später mit einem Licht darnach gesucht, wäre der Hut nicht mehr zu finden gewesen. Wie er neben den Jost gekommen sei, das könne und könne er nicht begreifen, er würde sich aber der Sünde gefürchtet haben, an einem alten Manne mit grauem Kopfe sich zu vergreifen.

Am siebenten Tage wurde der Leichnam meines Urgroßvaters auf dem alten Gottesacker neben der Kirche begraben. Am Morgen hatte man noch einmal den Konrad vor die Leiche geführt; — er hatte zwar die Augen weggewendet und die Hände gerungen; im übrigen war er standhaft bei seiner ersten Aussage geblieben.

Der Amtmann gab sich alle Mühe, der Sache auf den Grund zu kommen. Weil es ihm aber nicht gelingen wollte, meinte er, es sei Schuld, weil er kein Studirter sei, und schrieb an die Herrschaft, man möge einen Studirten schicken. Der kam von Erbach, brachte aber auch nicht mehr heraus als der Amtmann, und meinte, die Schuld sei, daß Einer allein der Sache nicht auf den Grund kommen könne. Nun schrieb die Herrschaft in die Stadt Tübingen an die hohe Schule und bat, es möchten dort die studirten Leute alle miteinander die Sache berathen und dann angeben, was mit dem Konrad geschehen solle. Deren Meinung lautete: „Am Leben könne man ihn zwar nicht strafen; hingegen weil er ohne Noth und aus lauter Muthwillen

einen ehrlichen Mann allem Vermuthen nach um's Leben gebracht habe, so werde ihm nicht zu viel geschehen, wenn er anf etliche Jahre nach einem ungarischen Grenzhaus geschickt würde." Alle Welt fand das Urtheil gnädig genug, — nur der Konrad nicht. Der war gar nicht neugierig darauf, wie es in einem solchen Grenzhause aussehen könnte; und als seine Wächter schliefen, hob er den Ofen ab und machte sich davon Im. Heckbuch begegnete er Morgens gegen 3 Uhr einem Kohlenbrenner und sagte: er solle seinen Vater und alle Freunde grüßen, er sei ganz unschuldig. Sie würden ihn aber nicht mehr sehen, sondern er gehe in die weite Welt. Die weite Welt, wie man nachgehends hörte, hat ihn nicht zum Besten aufgenommen. Wo er hinkam, war seines Bleibens nicht, und wo er anklopfte, ward ihm nirgends aufgethan, als zuletzt im Werbhaus. Dort gaben sie ihm ein gutes Handgeld, weil der Kaiser gerade die Kriegstrommel schlagen ließ gegen die Franzosen, und der Konrad ein schöner, hochgewachsener Bursche war, schoren ihm den Kopf und setzten ihm die Pickelhaube auf, wie seinem Bruder und nun ging's dem Kalbfell nach in den Krieg, und da mag ihm oft genug, wenn er an den alten Dreispitz dachte, der sonst ihm auf dem Kopf gesessen, das Sprüchlein eingefallen seyn:

„So hängt oft an'm geringe Stück
'M Mensch sein Unglück und sein Glück. —

Nun hört aber, wie's weiter ging! 35 Jahre lang ging die Welt ihren Gang, ohne nach dem Konrad etwas zu fragen. Im Dorfe war derweilen die Kirche größer und schöner hergerichtet und die hintere Mühle angelegt und am Himmelthaler Thor der neue Thurm ausgebaut worden. Die alte Völkers Margarethe,

die über 100 Jahre gelebt und den ganzen dreißigjährigen Krieg mitgemacht hatte, und der alte Pfarrer Antonius Faust, der 56 Jahre hier gestanden und den Konrad getauft und konfirmirt hatte, waren zu ihren Vätern versammelt worden, und des Konrad's Vater war auch gestorben, und mein Großvater Jakob hatte graue Haare bekommen, und mein Vater hatte bereits geheirathet und war herunter in's Dorf gezogen. Draußen aber ging Krieg und Kriegsgeschrei durch die Länder; der Franzos hatte derweilen Straßburg genommen und die Pfalz verwüstet; der Türke war bis vor Wien gerückt und hatte Ketten mitgebracht, um Weiber und Kinder gefangen zu führen; und der Polak war über ihn gekommen und hatte ihn wieder heimgejagt, und der Prinz Eugen hatte die Schlacht bei Semlin gewonnen und in Welschland den französischen Marschall gefangen, und der Ernst hatte vor Neuhäusel zum letzten Mal sein Pferd bestiegen, denn eine Kugel warf ihn in den Sand, und wenn der Konrad in all' diesen Kriegsläuften mit dabei war und noch die Muskete trug und die Pickelhaube, war's gut, und wenn nicht mehr, war's auch gut! Gehört hat man nichts mehr von ihm im Dorfe, doch noch einmal von ihm geredet.

Es geschah nämlich eines Sonntags, daß droben in der Kirche, neben der mein Urgroßvater begraben liegt, der neue Pfarrer predigte über das fünfte Gebot: „Du sollst nicht tödten! ohne jedoch jenes Todtschlags oder des Todtschlägers zu gedenken, weil die Geschichte schon vor Jahren geschehen war, und er selber nie ein Wort davon gehört hatte.

Als die Zuhörer den Text vernommen hatten, dachten sie darauf, wie sie sich's recht kommod machen woll-

ten; denn wer sollte denken, daß ihn eine Predigt über den Todtschlag etwas anginge? Die sonst aufmerksam zuzuhorchen pflegten, nickten heute, und die sonst nur zu nicken pflegten, hatten über das Pult neben dem Gesangbuche die Schnupftücher gebreitet und die Köpfe drauf gelegt und schliefen nach Herzenslust; ohnehin war's ein schwüler Tag, und die vergangene Woche hindurch war Ernte gewesen. Doch Einer war darunter, bei dem es anders war. Der hatte wohl auch den Kopf vorwärts auf das Pult gelegt und drückte sich die Augen mit beiden Händen fest zu, wie wenn er auch schliefe; aber während er die Augen zudrückte, fing gerade das Gewissen an, nach 35jährigem, tiefem Schlaf, aufzuwachen, und da wollten die Augen nicht mehr zugehen, im Gegentheil — je mehr er zudrücken wollte, desto größer und desto stierer schauten die Augen aus, und in seiner Brust arbeitete es, als wenn's ihm das Herz zersprengen wollte.

Wer war's, junger Müller? — denn ihr Andern wißt's wohl! —

Eine Weile, nachdem die Kirche aus ist, kömmt Märten Müller, der Rothkopf, meines Urgroßvaters ehemaliger Nachbar von Unteraulenbach, den Kirchenweg herunter im vollem Sonntagsanzug, aber — ohne Hut. Und als er bis an den Bach gekommen, schlägt er den Heimweg ein, der sich rechts hinaufzieht den Bach entlang. Ein hiesiger Mann, der gerade sein Vieh in die Tränke getrieben, hatte schon lange mit Verwunderung seinem Gange zugesehen und gar nicht gewußt, was er daraus machen sollte, — denn er ging einher so schwer, als wenn er beim Thauwetter über ein frischgeackertes Feld ginge und die Füße ihm bei

jedem Schritt im Boden stecken bleiben wollten; und die Kniee bogen sich, als hätt' er's centnerweise zu tragen. Als er nun näher gekommen, ruft der Hiesige: „He, Rothkopf, warum geht's denn so schwer, und was ist denn heute mit Euch? Ihr habt ja keinen Hut auf! und wo habt Ihr denn euren Hut gelassen?"

„Ei," sagte der Mann mit wirrem, verstörtem Blick und wischte sich keuchend mit der Hand über die Stirne, „der dumme Pfaff hat heute gepredigt, ich hätte den Jost am End damals todtgeschlagen. Darüber bin ich so verstürzt worden, daß ich meinen Hut in der Kirche habe stehen lassen, und wie ich's weiß worden bin, habe ich mich nicht mehr hineingetraut, — denn neben die Thür haben sie ja den Jost begraben, und da kann ich doch nicht vorbeigehen."

„Wenn Ihr's nicht gethan habt," sagte der Hiesige, „so braucht Ihr auch nicht zu verschrecken."

Der Mann ging seines Weges weiter; es hat aber Niemand mehr ihn gesehen. Es geht die Rede, er habe in seiner Scheuer sich erhenkt, seine Kinder aber hätten ihn abgeschnitten und heimlich unter dem Scheuertenn' begraben, damit die Schande nicht über die Familie käme." —

„Ja, das ist eine merkwürdige Geschichte," sagte der junge Müller, „da ist's gegangen, wie man im gemeinen Sprüchwort bei uns sagt:

„Es ist ja nichts so fein gesponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen."

„Das Sprüchwort hat man bei uns auch," sagte der Präceptor, „und ich glaube, in der ganzen Welt. Denn die Schrift sagt: „Seine Augen sehen auf eines jeglichen Weg, und Er schauet alle ihre

Gänge. Es ist keine Finsterniß noch Dunkel, daß sich da möchten verbergen die Uebelthäter." —

Doch es hat bereits zehn Uhr geschlagen, und die Base wird schon lange darauf warten, daß wir gehen."

„O! gewiß nicht," sagte der Müller," dafür kennt ihr sie zu gut. Ich sage vielmehr, nachdem wir so mancherlei gehört haben, erzählt sie uns auch noch eine Geschichte."

„Ich?" sagte die Müllerin; „was soll eine alte Frau erzählen, die genug über ihre eigenen Schicksale nachzudenken hat? — Doch ja — damit ihr nicht meint, ich hätte die Gesellschaft satt, und ihr müßtet nach Hause gehen, mag's seyn, so gut ich kann."

4. Das glückliche Ehepaar.

„Vor hundert Jahren, auch im dreißigjährigen Kriege kommt ein gemeiner Soldat aus Westphalenland, aber von vornehmem Geschlecht stammend, in den Kriegsläuften in die hiesige Gegend, und zwar nach Mönchberg, in's Quartier zum Herrn von Spina, und wie er das Edelfräulein ersieht, meint er, just die müsse ihm zur Ehefrau bestimmt seyn und keine andere, und das Edelfräulein meint's auch und denkt: den oder keinen! Nur der Baron meint nicht so, der sagt kurz und gut: „Einem gemeinen Soldaten gebe ich meine Tochter nicht, erst soll er etwas werden; nach sieben Jahren kann er wieder einmal kommen, da läßt sich dann weiter von der Sache reden!" Im Grunde aber denkt er, wer weiß, was in sieben Jahren sich alles ändern kann! und wie eines Morgens endlich die Trom-

mel durch's Dorf rasselt und sein Westphälinger, den Tornister auf dem Rücken und die Hellebarde in der Hand und das Sturmband fest um's Kinn geschnallt, zu ihm in's Zimmer tritt, für genossene Herberge zu danken, fällt ihm ein Stein vom Herzen, und er wünscht ihm alles Glück mit auf den Weg. Die jungen Leute aber denken: „Sieben Jahre ist eine lange Zeit; aber wir lassen doch nimmer von einander", geloben sich Treue bis zum Tod und scheiden.

Die sieben Jahre vergingen, ohne daß eines von dem andern auch nur ein Sterbenswörtlein hörte; aber die gelobte Treue hielten sie sich dennoch, und auf Johanni, am selben Tage, an dem sie vor sieben Jahren geschieden, kam der Soldat wieder.

Zwar der Rosmarin war verdorrt, den er beim Abschied von des Edelfräuleins Stöcklein sich geschnitten, und das schöne, rothe Band, das sie ihm an den Hut gebunden, war gelb geworden, aber ihrer Beider Herz war ohne Wandel geblieben, und er war während dieser Zeit Hauptmann geworden. Da gab ihnen der alte Spina mit Freuden seinen Segen, und sie wurden Mann und Frau; der Hauptmann aber nahm nun seinen Abschied, und sie lebten ungetrennt bei einander, und eines war des andern Glück.

Zwölf Söhne gebar die Frau ihrem Manne, und kein Kind starb, und alle waren wohlgerathen und gediehen an Leib und Seele und wurden stattliche Männer; und wiewohl die Zeiten nicht die besten waren, hatten die beiden Eheleute und ihre Kinder doch nur von Glück und Segen zu erzählen, außer daß der alte Baron, wie seine Zeit erfüllt war, müd' und lebenssatt endlich zu seinen Vätern versammelt wurde. Wie

sie nun selber alt und schwach geworden waren, sagten sie's oft einander, daß, nachdem ihnen Alles so wohl gerathen in diesem Leben, sie nur einen Wunsch noch hätten — miteinander auch zu sterben, damit keines hier das andere vermissen und keines dort das andere erwarten dürfe. Der Wunsch wurde ihnen auch erfüllt.

Es kam ein großes Sterben in's Dorf, und als dem Tode auch im Herrenhause aufgethan werden mußte, ging er im Schlafzimmer von Bett zu Bett und bot den alten Leuten Feierabend zu einer und derselben Stunde. Um ihr Grab standen ihre zwölf Söhne und deren Frauen und Kinder alle und auch ein Urenkel, der war schon so groß, daß er bereits ein Mäntelein trug und eine Halskrause, und auf seinem Hute hatte er eine Feder, die ihm der Urgroßvater noch kurz vor seinem Ende gekauft hatte, denn er war sein Liebling gewesen.

Weil sie beide evangelischen Glaubens waren, wurden sie herüber nach Eschau gebracht und droben neben die Kirche begraben; dort ist ihr Leichenstein in die Kirchenmauer eingefügt. Die Schrift lautet:

1672 den 22. Oct. seind beyde Eheleut
Herr
Johann Herrmann Pfannkuch aus Westphalen
gewesener Hauptmann etc. und
Frauw Louise Iohanna eine geborene von Spina
in Gott verschieden und in ein Grab allhie
neben einander begraben worden.

Ueber der Schrift sind ihre Wappen angebracht: in dem seinigen ist ein Löwe, in dem ihrigen ein Feldrös-

lein. Um die beiden Wappen herum ist ein Kranz ausgehauen, und im Kranz ist unten ein Todtenschädel und oben ein Engelskopf eingefügt, wie wenn beide in den Kranz mit hineingehörten. Das soll bedeuten, der Kranz ihrer Liebe sei durch nichts zerrissen worden, sondern sie seien zuerst im Leben hier, hernach im Tode und endlich im Leben dort allezeit bei einander geblieben ungetrennt und also ein glückliches Ehepaar gewesen."

„Mir und meinem Manne," fuhr sie fort, „ist's nicht so gut geworden, und das ist hart. Ob's dir, mein Sohn, und der Lisbeth so werden wird? Man möchte wohl darum beten, doch darum noch mehr, daß man Geduld und Trost habe und einen Segen davon, wenn einem der liebe Gott durch den Sinn fährt und das Gebet verstehen lehrt, das man alle Tage thut: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden."

„Amen," sagte der Präceptor, „das ist der beste Schluß, den wir für heute finden können, und den wollen wir alle mit nach Hause nehmen und hiemit unserer Base eine geruhsame Nacht wünschen."

Bei **J. F. Steinkopf** in Stuttgart ist ferner erschienen:

Caspari, K. H., (Pfarrer in Culmbach), Der Schulmeister und sein Sohn. Eine Erzählung aus dem 30jährigen Kriege für das christliche Volk in Stadt und Land. 2. Aufl. (Caspari's christliche Volksschriften 1.) 168 S. 8. carton. 30 kr. oder 10 sgr.

— — „Zu Straßburg auf der Schanz'." Eine Erzählung für das christliche Volk. (Caspari's christliche Volksschriften 2.) 72 S. 8. carton. 15 kr. oder 5 sgr.

— — **Predigten für das christliche Volk** über das erste Hauptstück des kleinen Katechismus Lutheri. 12 Bogen 8. geh. 24 kr. oder 7½ sgr. (Partiepreis für 12 Ex. 4 fl. oder 2 thlr. 12 sgr.)

Die Zeitschrift f. luth. Theol. v. Rudelb. u. G. 1853 begrüßt es mit den Worten: „Das ist ein köstliches Büchlein, so klar und wahr, so tief eindringend und doch so einfältig, so tiefen Ernstes und doch voll inniger Liebe, so ganz dem Volke abgelauscht und doch ohne alle gezierte Popularität und dabei so überaus billig, daß man es mit gutem Gewissen einem Jeden empfehlen kann. Auch Geistlichen wird es bei Abhaltung von Katechismuspredigten treffliche Handreichung leisten."

Weitere gediegene Volks- und Jugendschriften aus dem Verlage von **J. F. Steinkopf** in Stuttgart:

Abbott, J., Wie ein Kind selig werden kann. Freundliche Unterweisungen. Nach dem Engl. cart. 18 kr. oder 6 sgr.

Barth, Dr. C. G., Erzählungen für Christenkinder. 17 Bändchen in 12., einzeln je à 15 kr. oder 5 sgr.

Bild in Deinach. Buchmann. C-Bund. Cuff. Felsenkind. Fensterladen. Flucht des Camisarden. Gotthilf und Erdmann. Heinrich. Liudger. Wic und Nic. Pergament. Platter. Schmidgalls Jugendjahre. Setma. Waldmeisterlein. Weihnachtmorgen.

Barth, Dr. C. G., Christliche Kinderschriften vom Verfasser des „armen Heinrich" und der „Rabenfeder." Gesammtausgabe mit Umrissen von H. Groß. Vier Bände gr. 8. geb. Jeder Band 1 fl. 36 kr. oder 1 thlr.

Inhalt.

I. Der arme Heinrich. Gotthilf und Erdmann. Der Weihnachtmorgen. Setma. Die Rabenfeder. Die Uhrfeder.
II. Der alte Buchmann. Das Bild in Deinach. Der Fensterladen. Liudger. Die Urväter. Die Reiherfeder.
III. Schmidgalls Jugendjahre. Waldmeisterlein. Thomas Platter. Das Pergament. Die Altväter. Die Erzväter.
IV. Die Flucht des Camisarden. Mic und Nic. Der Negerknabe Cuff. Jerry Creed. Die C-Feder. Die Seefeder.

— — Kleinere Erzählungen für die christliche Jugend.

I. Bändchen 2. Aufl. 12. geb. 1 fl. oder 20 sgr.

Inhalt: 1. Der Apotheker und sein Arzt. — 2. Die Geschichte des Peter Trom. — 3. Das Rubinenkreuz. — 4. Das Frauenkreuz. — 5. Die Wachsfigur. — 6. Das Stöberwetter. — 7. Die Geschichte des Michel von Breitenfurth. — 8. Das Concilium Nepomucenum. — 9 Geschichte einer Sturmhaube. — 10. Das Kutschenrad.

— — II. Bändchen 12. geb. 1 fl. oder 20 sgr.

Inhalt: 1. Der Bernhardskrebs. 2. Die Geschichte vom Sternwirth. 3. Das verlorne Kind. 4. Die vier Brüder. 5. Die drei Häuser. 6. Der Sacktuchhändler. 7. Der seltsame Appetit. 8. Die Schatzgräber. 9. Der blaue Herr. 10. Das Rettungshaus auf dem Arlberge.

— — III. Bändchen. 12. geb. 1 fl. oder 20 sgr.

Inhalt: 1. Zwei Schiffsjungen. 2. Der Kontrast. 3. Nilus und Theodulus. 4. Die Winternacht. 5. Das Joch in der Jugend. 6. Der kleine Schornsteinfeger. 7. Der Knabe im Ledersack. 8. Die Pistolenkugel. 9. Glück aus Todesfurcht. 10. Die Erscheinung. 11. Die Nacht am Tage.

— — Der Negerkönig Zamba. Eine Sklavengeschichte. Seitenstück zu „Onkel Tom's Hütte." Nach dem Englischen bearbeitet. Mit einem Stahlstich. 15 Bogen 8. geh. 48 kr. oder 15 sgr.

Barth, Dr. *C. G.*, Stories for christian children. Translated by the Rev. Rob. Menzies. 16. — I. Mic and Nic, or the power of conscience. 15 kr. oder 5 sgr. — II. Gregory Krau, or the window-shutter. 15 kr. oder 5 sgr. — III. Cuff the negro boy. 15 kr. oder 5 sgr.

Beispiele des Guten. Eine Galerie edler Handlungen und Charakterzüge aus der Geschichte aller Zeiten und Völker. Mit Vorrede von Dr. J. L. Ewald. I. II. III. Theil (Prosaische Abtheilung des ganzen Werks). Neue Ausgabe ohne Bilder. cart. in 3 Bänden. 2 fl. 42 kr. oder $1^2/_3$ thlr.

— — IV. V. Theil (Poet. Abth.) 1 fl. 36 kr. oder 1 thlr.

Büchner, Dr. **W.**, Der Feierabend. Eine Auswahl christlicher Erzählungen und Biographieen. 8. cart. 48 kr. oder 15 sgr.

Geschichtenbuch für liebe Kinder von 4 — 10 Jahren. 160 Erzählungen, dem Herausgeber der „Beispiele des Guten" nacherzählt von Louise Pichler. Geb. mit 12 feingem. Bildern. 1 fl. 36 oder 1 thlr.

Groß, H., Kaiser Friedrich I. Barbarossa. Eine geschichtliche Erzählung. Mit Holzschn. 12. cart. 24 kr. oder $7^1/_2$ sgr.

Härlin, H., Sprüchwort und Gottes Wort. Deutsche Sprüchwörter durch die Bibel und passende Erzählungen erklärt. 8. cart. 24 kr. oder $7^1/_2$ sgr.

Kapff, S. C., Eine Schweizerreise. Mit zwölf Ansichten in Holzschnitt. 8. Eleg. cart. 48 kr. oder 15 sgr.

— — Warnung eines Jugendfreundes vor dem gefährlichsten Jugendfeind, oder Belehrung über geheime Sünden. Der Jugend und ihren Erziehern an's Herz gelegt. 5 Aufl. 8 geh. 12 kr. oder 4 sgr.

Der Kinderkreis. Ausgewählte Erzählungen als Beispiele des Guten aus dem Leben von Kindern für Kinder. Zweite umgearbeitete Auflage. 194 S. cart. 30 kr. oder 10 sgr.

Mann, Jul., Die Ansiedler in Amerika. Eine Erzählung für die christl. Jugend 12. cart. 24 kr. oder $7^1/_2$ sgr.

Müller, Dr. **J. N.**, Ehrenkränze. Lebensbeschreibungen von Bürgern, die sich als Kaufleute, Mechaniker, Handwerker und Landwirthe zu Achtung und Ansehen emporgehoben. Mit 5 Bildnissen in Stahlstich von G. Leybold. 8. Eleg. geb. mit Stempelvergoldung. 2 fl. 42 kr. oder $1^2/_3$ thlr.

Pichler, L., Der Kampf um Hohentwiel. Eine geschichtliche Erzählung. Mit Widerhold's Bildniß. 8. Eleg. cart. 1 fl. oder 2/3 thlr.

— — Drei Erzählungen für die Jugend und ihre Freunde. 8. cart. 24 kr. oder 7 1/2 sgr.

— — Bilder aus Schwabens Vergangenheit. Erzählungen für die Jugend und ihre Freunde. 128 S. 8. cart. 24 kr. oder 7 1/2 sgr.

Schubert, Dr. **G. H. v.**, Der Krüppel von Rottenstein. Eine Erzählung. 4. Aufl. 8. geh. 6 kr. oder 2 1/2 sgr.

— — Der ungleiche Sohn und der gleichartige Enkel. Eine Erzählung. 3. Aufl. 8. cart. 15 kr. oder 5 sgr.

— — Zwei Erzählungen: Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Robert der Soldat. 2. Aufl. 8. cart. 24 kr. oder 7 1/2 sgr.

— — Der neue Robinson oder die Schicksale des Philipp Ashton, während seines erzwungenen Aufenthalts unter den Seeräubern und auf der unbewohnten Insel Roatan. Eine wahre Geschichte. Für die deutsche Jugend bearbeitet. Dritte Aufl. In Umschlag geh. Preis: in Calw einzeln 27 kr., in Part. 24 kr., im Buchhandel in Cartonband einzeln 40 kr. oder 13 sgr. Zu je 12 Ex. 1 frei.

Seebilder. Geschichten auf Schiffen und im Wasser. Mit Holzschnitten. 8. cart. 30 kr. oder 1/3 thlr.

Stöber, K., Möhren nebst anderen Geschichten. Alte und neue Erzählungen für das christliche Volk. 116 S. 8. cart. 24 kr. oder 7 1/2 sgr.

— — Der Marsch nach Dänemark, und was Einer unterwegs gehört. Nebst anderen Geschichten. 179 S. 8. cart. 36 kr. oder 12 sgr.

— — Der Mühlarzt, nebst anderen Geschichten. 132 S. 8. cart. 24 kr. oder 7 1/2 sgr.

— — Kalendergeschichten für alles Volk und alle Zeit erzählt. Ein lehrreich unterhalt. Textbüchlein zu jedem Kalender. Mit Holzschnitten. 8. cart. 24 kr. oder 8 sgr.

Stöber, K., Das Elmthäli. Eine Erzählung für Jung und Alt zu Stadt und Land. 2. Aufl. Mit Titelk. cart. 24 kr. oder 7½ sgr.

— — Der Schneider von Gastein. Eine Erzählung. 2. Aufl. 8. cart. 15 kr. oder 5 sgr.

Vorsehung und Menschenschicksale, oder Preis der Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit Gottes in der besondern Lebensführung einzelner Menschen. Eine Auswahl geschichtlicher Thatsachen von dem Herausg. der „Beispiele des Guten" rc. Zwei Bände. Eleg. geb. Preis: Jeder Band 1 fl. 36 kr. oder 1 thlr.

Weitbrecht, J. J., Meine Rückreise von Deutschland nach Ostindien über England und Aegypten. Eine Erzählung für Missionsfreunde und für die Jugend. Mit sieben Abbildungen. 8. cart. 24 kr. oder 7½ sgr.

Wild, K. Fr., Glaubensmuth in bewegter Zeit. Eine wahre Geschichte. 8. cart. 24 kr. oder 7½ sgr.

— — Ein tapferer Soldat, oder Glaube und falsche Aufklärung. Nach geschichtlichen Thatsachen des vorigen Jahrhunderts erzählt zur Beleuchtung gegenwärtiger Zustände. 8. geh. 30 kr. oder ⅓ thlr.

Wildenhahn, Dr. Aug., Vier sinnige Erzählungen für alles Volk und alle Zeit, insbesondere für die liebe Christenjugend. 8. geh. 36 kr. oder 12 sgr.

Wunder der Gnade. Lebensbeschreibung einer Verbrecherin. Von ihr selbst geschrieben im Gefängnisse. Herausgegeben von **V. F. v. Tscharner**, Prof. der Physik in Bern. Nebst einem Vorwort von Prälat v. Kapff in Stuttgart. 15½ Bogen 8. geh. 1 fl. oder 18 sgr.

Zwei Monate im Kerker der Inquisition zu Rom. Ein Denkmal jugendlicher Frömmigkeit und göttlichen Schutzes. 8. cart. 24 kr. oder 7½ sgr.